Ernst Friedrich Wilhelm Philipp v. Rüchel,

Königl. Preuß. General der Infanterie.

Militairische Biographie.

Von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué,

Major der Kavallerie a. D. und Ritter.

Zweiter Theil.

Berlin, 1828.

In der Maurerschen Buchhandlung.

Dritter Zeitraum.

Unter der Regierung König Friedrich Wilhelm des Dritten.

Selten hat ein Herrscher unter so allgemein hoffnungsreichem Jubel den Thron bestiegen, als König Friedrich Wilhelm der Dritte von Preussen. Mißbräuche unterschiedlicher Art, welche durch die Milde, und in den letzten Jahren auch durch die immer zunehmende Kränklichkeit des vorigen Königs eingerissen waren, sahe man bei'm jetzigen Regierungsantritt rasch und einfach beseitigt, und somit in wenigen Tagen jahrelang umsonst gehegte Wünsche erfüllt. Die

edle Offenheit des jungen Monarchen und die fromme Huld seiner schönen Königin ergriff und gewann dem hohen Paare die Herzen. Meist alle Preußen — die Ausnahmen hätte man zählen können — fühlten sich wie neugeboren, und meinten einem goldnen Zeitalter entgegen zu gehen. Sie würden Recht behalten haben, wenn das unbegriffne Walten der göttlichen Fürsehung nicht durch die Verderbtheit der Menschengeschlechter sich zu reinigender Züchtigung gewendet hätte, oder wenn es überhaupt ein goldnes Zeitalter auf Erden gäbe; — welches eigentlich dasselbe heißt. —

Bald nach der Regierungsveränderung berief der König im Jahre 1798 den General Rüchel, den bis dahin so lange, obzwar in Gnaden, von der Person seines Monarchen Entfernten, zu sich, ihn zum Kommandeur en Chef des Regiments Garde ernennend, zugleich zum Kommandanten von Potsdam und Inspekteur der Potsdamschen Inspektion.

Dadurch kamen folgende Truppen unter des Generals besondern Befehl:

1) Das Regiment Garde.

2) Das Garde-Flügel-Grenadier-Bataillon von Forstner.

3) Das Grenadier-Garde-Bataillon von Le-Coq.

4) Das Grenadier-Bataillon von Rabiel.

5) Regiment des Königs.

6) Regiment v. Putkammer, außerhalb Potsdam garnisonnirend.

Das sogenannte Erste Bataillon Garde und die Garde du Corps blieben, alten Privilegien zufolge, von aller Inspektion befreit unter dem unmittelbaren Befehl des Königs, während sie doch wieder, insofern sie zur Potsdamer Besatzung gehörten, mit vom Kommandanten Befehle zu empfangen hatten. Dies stellte den General in ein seltsames, bisweilen sehr gespanntes Verhältniß zu beiden Schaaren; vorzüglich zur Garde du Corps, von welcher nur zwei Schwadronen in Potsdam, drei aber in Berlin und Charlottenburg garnisonnirten, so daß Rüchel bei jeder Versetzung neue, ihm bis-

her nur in höchster Allgemeinheit untergeordnete Offiziere unter sein doch wiederum blos halbes Kommando bekam. Auch die Stellung, die das Regiment des Königs ihm gegenüber einnahm, war insofern ungewöhnlich, als es nur für ein Feldregiment, wie andre, ohne alle Garde-Vorrechte, galt, und dennoch durch seinen erhabnen Chef, der die Verwaltung desselben mit vorzüglicher Theilnahme lenkte, bisweilen sich in Einzelfällen der Leitung Rüchels überhoben sah.

Schwieriger indeß, als durch diese oder allenfalls noch weit verwickeltere Dienstverhältnisse, ward Rüchels Stellung in seinem jetzigen Posten durch die seltsame, aus verschiedenartigen Stoffen zusammengesetzte Stimmung des Zeitmomentes, in welchem er zu wirken berufen war.

Laßt uns versuchen, einen Ueberblick jener Stoffe in Hauptumrissen für unsern wesentlicheren Standpunkt zu gewinnen, so weit das eben uns, als zum Theil noch mit befangen in dem anzuschauenden geistigen Kampfe, gelingen will. Doch wieder just von Mitringern muß

die Schilderung der mannigfachen Ansichten und Bestrebungen zunächst ausgehn, wenn die richtende Nachwelt bessere und tiefer aus Seele in Seele gehende Fakta erhalten soll, als sie Dergleichen allenfalls auch aus einer folgehaltenden Reihe von Zeitungsblättern schöpfen könnte. Niemand sitzt im eigentlichsten Verstande über seine Zeitgenossen zu Gericht. Da nun aber doch einmal der hochwichtige Prozeß von Generation zu Generation weiter geführt werden soll und muß, soll und muß auch Jeder, an welchen innerer und äußerer Beruf dazu ergeht, als Bericht-Erstatter und Aktenschreiber nach bestem Gewissen und bester Kraft das Seinige thun. So finde denn auch folgende Schilderung der Hauptansichten über Kriegerstand und Krieg um's Jahr 1798 in Preußens Heerschaar und Volk eine nach Möglichkeit treue, unter den gegebenen Umständen hier unerlaßliche Stelle.

Den wesentlichen Grund-Charakter aller kämpfenden Meinungen und den Punkt, worin man sich eigentlich noch immer von allen Seiten her verstand, bildete die feste Ueberzeugung, ein aus des großen Friedrich Geist hervorge-

gangnes Kriegesheer und das daran geknüpfte kriegrische System sey eigentlich in sich selbst unüberwindlich. Die genaueren und klarbewußten Anhänger dieser Meinung fügten aber noch hinzu, es müsse Alles nicht nur im Geiste Friedrichs erhalten werden, sondern auch möglichst in Dessen Form, sintemal hier Geist und Form in dergestalter Uebereinstimmung zusammenströme, daß man nicht allzustark an dieser drehen und rütteln dürfe, ohne jenen mit zu verletzen. Grade, wie es sich mit Seele und Leib des Menschen verhält. Man konnte diese Leute die von der strengeren Observanz nennen, oder von strengster Observanz vielmehr. Denn einer kleinen gedrückten, obzwar sehr heftig eifernden Kirche von Kriegsleuten, die da behaupten wollten, jeder Zoll, welchen man einem altfriedrichschen Zopf abnehme, koste der Armee einen Theil ihrer Kraft und Herrlichkeit, darf hier doch nur im Vorübergehn und als einer historischen Merkwürdigkeit gedacht werden. Selbige Leute würden sich sehr gewundert haben, und vielleicht vom alten Friedrich selbst abgefallen seyn, wenn man ihnen berichtet hätte, wie

Rüchel eben durch dessen Vergunst ehedem seines falschen Zopfes ledig geworden war. Leider nur trug diese Parthei unbewußt das Ihrige dazu bei, einen falschen Schein der Lächerlichkeit und Pedanterie auf jene obige, ihr verwandt aussehende alte Schule des Preußenthums zu werfen, welche allerdings den Gehorsam des Kriegers auch in seiner äußren Gesammterscheinung, und seinen ritterlichen Sinn auch in edler und waffenbrüderlich übereinstimmender Tracht abgespiegelt sehn wollte. —

Ihr gegenüber stand eine Klasse von gelehrten und mehrentheils sehr geistreichen Offizieren, welche, bei fast völliger Gleichgültigkeit in Betreff der Form, die Seele, vom alten Friedrich dem Heere eingehaucht, durch löbliche Bemühungen um Wissenschaft und Kunst des Krieges entfalten, ausbilden, und somit zu einem gesteigerten Grade der Wirksamkeit erheben wollten. Dabei konnten sie aber nicht umhin, manche Ansicht der alten Zeit als unbequem für die von ihnen gewünschten und gehofften Vorschritte auf die Seite zu schieben, bald heftig rasch, bald durch achselzuckendes Drauhin-

gehn; je nachdem nun ihre Persönlichkeit und die ihnen nothwendig scheinende Eile oder mögliche Weile des Momentes ihr Benehmen bestimmen mochte. In der Ueberzeugung, nur gereinigt von den Bedingungen, welche sie Beengungen nannten, könne der Geist des Heeres in voller Glorie erscheinen, thaten sie nach bestem Wissen und Wollen ihre Pflicht, und so oft ein Außenwerk des alten Gebäudes durch Nichtachtung in Trümmer zu sinken begann, freueten sie sich aufrichtig des Läuterungsprozesses, welcher denen aus der alten Schule eben wie ein Auflösungsprozeß vorkam.

Zwischen diesen Beiden stand die Parthei der Civil-Gelehrten, welchen aus Ueberschätzung des griechisch-römischen Alterthums das ganze heutige Kriegswesen, so wie eigentlich die ganze heutige Sitte, mehr als ein nothwendiges Uebel, denn als irgend etwas der Begeisterung Empfängliches oder Begeistrung Erzeugendes vorkam. Sie standen in ihrer Meinung wenigstens so hoch über den Soldaten, als etwa die Zuschauer im römischen Theater über den Sold- und Sklavenfechtern auf der Arena, und

so kamen ihnen die guten Leute dort, im Staube sich für sie abmühend, ordentlich etwas spaßhaft vor. Dennoch hegten sie — ziemlich unfolgerecht — im ganzen die feste Zuversicht, die Verlachten würden ihr Handwerk immer gut genug verstehn, um kein etwa wildgewordenes Kampfthier des Circus nach den bequemen Sizzen ihrer Verlacher hinaufspringen zu lassen; allenfalls möchten Selbige auch ihr Leben dafür hinopfern, worauf man dann von oben her noch immer mit vornehmer Gelassenheit das ehrenvolle Zeugniß ergehn lassen könne: „hätte der Kerl keine enge Halsbinde getragen und dagegen Griechisch verstanden, so dürfte man ihn beinahe mit einem Sparter aus dem Geschwader des Leonidas vergleichen!" — Um freilich bei so antik-hochmüthiger Strenge nicht von aller Milde bar zu werden, hatte man den früher philantropinisch-empfohlnen Weltbürgersinn, auch Kosmopolitismus genannt, mit durchhinfließen lassen, und damit war eine schwächende Ableitungsquelle für allen wahrhaft kräftigen Nationalgeist entstanden. Ob nämlich die, ob jene Nation siege oder unterliege, bestehe, oder allen-

falls vergehe, — was konnte es für die Inhaber einer so philologischen Philosophie bedeuten? Wenn nur das Studium der Antike in Ehren blieb, und die daraus schon eroberten Ideen erhalten wurden, so konnte den Eingeweihten am Bestande von ein Paar Königreichen mehr oder weniger eben nichts liegen.

Für solche philantropinisch tolerante Weltbürger blieb nur eine einzige Menschenklasse unausstehlich: der Soldat nämlich, wo er sich etwa vom Kampfplatze herauf — nach ihrer Meinung ungebührlich — in ihre Nähe drängen wollte. Denn natürlich brachte so ein moderner Gladiator Prätensionen mit sich, die dem Unbewaffneten — man könnte es bis auf das Klirren des Schwerdtes ausdehnen — unbequem fielen. Sollte ja der arme Soldat als Solcher nun einmal durchaus nichts Anderes seyn, als, nach Fallstaffscher Konstruktion: Futter für Pulver! Und wer als Solches die Grube fülle, war den Gebildeten jener Gattung meist ziemlich einerlei, wenn sie nur selbst draußen blieben und natürlich auch ihre Vettern mit. Kam also der Soldat mit ihnen in irgend eine gesellige oder

polizeiliche Berührung, so gestaltete er sich ihnen als Gegenstand des Hasses, während sie sich ihm als Gegenstände der Verachtung mißgestalteten. Es gab schlimme Konflikte, vorzüglich für die Kriegsleute von der alten Schule, während sich die aus der gelehrteren Klasse noch eher mit den gelehrten Soldatenfeinden zu befreunden vermochten.

Konnte man sich hier doch schon über manche Gegenstände einigen; namentlich über eine gewisse Unterschätzung aller genauer ausgeführten Taktik und des äußern kriegerischen Schmuckes, und in der Ueberzeugung oder doch mindestens Ahnung überhaupt, ohne eine völlige Umgestaltung stehe kein Heil für die Waffen des preußischen Heeres gegen die immer bedrohlicher anschwellende Kriegsmacht der revolutionirten Franzosen zu erhoffen.

Dabei stützten sich die gänzlich Unkriegerischen auf die vermeintliche Erfahrung, die Republick Frankreich habe durch gänzlich ungeübte Heere und Heerführer die disciplinirtesten Armeen der Welt aus dem Felde geschlagen, während die gelehrte Militairparthei Alles aus der Intelligenz

der französischen Generale und aus den von ihnen vorgefundenen Generalstabswerken der früheren Zeit ableitete, wogegen die alte Schule wiederum sich keck bewußt blieb, das unmittelbare Waffenspiel im Revolutionskriege meist sieghaft, immer jedoch ruhmvoll bestanden zu haben, und nur im Mangel an Uebereinstimmung der verbündeten Heere das Mangelhafte der vor Augen liegenden Erfolge zu finden wußte.

Es versteht sich, daß die geschilderten Klassen nicht eben so abgeschnitten neben einander dastanden, wie etwa Blau, Roth und Grün im Farbenkasten. Mit einer Palette hätte sich's schon eher vergleichen lassen, wo die Färbungen meist in mannigfachen Mischungen zusammenlaufen, und oft nur das geübtere Auge die Grundtöne herauszufinden weiß. In den mehrsten Geistern fanden sich alle drei Farben zusammen, oder eigentlich in Allen, denn wer hätte wol je ein Element der ihn umgebenden Zeit, wie feindlich oder gar widerwärtig es ihm an und für sich erscheinen möge, gänzlich aus sich selbst hinauszubannen vermocht! Eben weil er's bekämpfen will, muß er's ansehn und anfassen, und weil er es

ansieht, spiegelt es sich in ihm, und weil er es anfaßt, färbt es ihn an. Daher sind die Menschen weit öfter einig mitsammen, als sie meinen, aber auch weit öfter uneinig gegen einander, als sie es merken. Wenn dann plötzlich die unerwarteten Resultate aus der unrecht beurtheilten Mischung hervorspringen, pflegen wir uns sehr zu wundern, und das zwar schon in bewegten Zeiten, wo man doch auf etwanige Ueberraschungen vorbereitet seyn mag; mehr aber noch in scheinbar ruhigen Tagen, wo man irrigerweise vermeint, singen zu können: „All' Fehd' hat nun ein Ende!" — Ein Lied, welches sich hienieden niemals mit Besonnenheit anstimmen läßt. —

Unter den entschiedensten Charakteren, welche um das Jahr 1798 die Augen des preußischen Heeres auf sich zogen, stand General Rüchel voran, wie wir das schon aus der Beschauung seines frühern Lebens und seiner ganzen Eigenthümlichkeit ermessen können. Eben daher geht es auch von selbst hervor, daß er mit Leib und Seele auf Seiten der alten Schule stand; gewissermaßen, oder vielmehr im eigentlichsten Sinne des Wortes: an deren Spitze, denn an

Eifer, Unumwundenheit und rücksichtlosem Entschluß für das ihm als wahr und schön Aufgegangne that es ihm so leicht wol Niemand voraus. Dazu kam die verhältnißmäßige Jugendlichkeit seines Alters — wenigstens nach dem Maßstabe damaliger Zeit — in einem so hohen und mannigfach bedeutungsreichem Posten, die edle Rüstigkeit seiner ganzen Erscheinung, und ein Feuer der Seele, welches, ob auch bisweilen verletzend, eine so belebende Wärme und ein so fröhlich begeisterndes Licht um sich her verbreitete, daß — einem alten Sprichwort grad' entgegen — selbst ein gebranntes Kind wieder gern mit fröhlichem Vertrauen hinzutrat, sobald nur die prasselnden Funken einigermaßen verstiebt waren.

In Rüchels Zorn, wie in Rüchels Freundlichkeit, offenbarte sich Seele; also auch Liebe. Dazu hielt er, wie es sich von einem entschiednen Anhänger der alten Schule oder strengen Observanz mit Recht erwarten ließ, strenge die Schranken aufrecht, welche ihn hemmen mußten, das persönliche Ehrgefühl irgend eines Waffenbruders — auch bei dem jüngsten Fähnrich

rich behielt er dieses zarte Verhältniß im Auge — je mit Wissen und Willen zu verletzen. Hatte ihn jedoch einmal das angeborne Feuer seines Temperamentes auch nur um ein Haar breit über diese Linie fortgerissen, so zeigte er sich jederzeit fertig, als Herr von Rüchel nach festgestellten Ehrenrechten wieder gut zu machen, was er als General von Rüchel verschuldet haben mochte. Eben aber auch dies zarte ihm inwohnende Gefühl hat seine Heftigkeit, wahrhaften Ehrenmännern gegenüber, immer zu einem solchen Maße gezügelt, daß eine Entschuldigung seinerseits hinreichen mußte, den etwanigen Ueberschritt vollkommen wieder gut zu machen. In solchen Fällen beauftragte er auch wol den Gekränkten, seine Entschuldigung den Waffenbrüdern mitzutheilen, und deren Urtheil darüber zu vernehmen, ob das zu ritterlicher Friedensstiftung hinreiche, wo er sich dann im Verneinungsfall vorläufig zum Ausfechten der Sache bereit erklärte. Doch wie gesagt: dergleichen trübe Nothwendigkeiten tauchten selten auf, und jede sonstige rasche Aufwallung des Generals zündete in den Herzen seiner ihm unaussprechlich ergebenen Offiziere nicht

schlimmer, als etwa ein Meteor im farbig schimmernden Frühlingsgewölk.

Man mußte dies lebendige Treiben und Wirken inmitten aller strengen Dienstordnung mit Augen gesehn und es in sein Herz aufgenommen haben, um es in der wahren Freudigkeit zu verstehn und — so Gott will — in Kraft zu schildern.

Nie hatte sich das kriegerische, seltsam abstoßende oder seltsam anziehende Potsdam — denn absolut gleichgültig hat es wol noch Niemanden gelassen — fröhlicher gezeigt, als unter Rüchels Oberbefehl. Ein edler Stolz auf ihren General ging durch die Besatzung, so daß sein Beifall für eine Ehrenbezeugung galt, und er war nicht karg, diesen Beifall zu äußern; freilich eben so wenig karg, mit den strengsten Aeußerungen seines Mißfallens. Doch sprach sich darin mitunter eine Gattung von Humor aus, die den Getroffenen wieder mit dem auf ihn abgedrückten Pfeile — oder doch mit dem Absender desselben — versöhnte. In ähnlichem Sinne widerstand damals auch wol dem General der Obrist

von Plötz *), Kommandeur vom Regiment des Königs, und es zog manch eine Anekdote davon im heitren Soldatenspaß durch die Gemüther. Uebrigens ging Rüchel mit seinem Donnern geradedurch, und kein persönliches Nachtragen haftete in des feurigen Feldherrn Seele. Wer heute gescholten war, konnte noch immer hoffen, sich schon zu morgen wieder ein glänzendes Lob zu verdienen. Allerdings trat auch oftmal der Casus umgekehrt ein. Doch warum nicht? So wenig ein rüstiger Mann zagen und klagen soll, weil er etwa in die Nesseln gefallen ist, so wenig auch soll er sich es zulassen, auf seinen Lorbeern zu träumen, selbst wenn sie von wichtigerer Art wären, als die eine würdig ausgeführte Kampfesübung im Frieden uns zu bringen vermag.

Vollends aber in seinem edelgastlichen Hause wußte Rüchel nie mehr etwas von Unannehmlichkeiten, die im Dienst vorgefallen waren. Eine Einladung zu ihm war eben so erfreulich, als ehrend. Er zeigte sich dann ganz als freundli-

*) Er starb als Generallieutenant nach der rühmlichen Rückeroberung von Stettin.

cher, fröhlicher Wirth, und eine milde Waffenbrüderlichkeit leuchtete durch sein Wesen, ohne daß es doch nur je augenblicklich an der Würde gefehlt hätte, welche jeglicher Unbedachtheit, die den Unbedachten ja immer selbst am schmerzlichsten trifft, das Auftauchen so gut als unmöglich machte. Dabei mischte sich Rüchel bisweilen harmlos in die fröhlichsten Spiele geselliger Kreise. Sonst auch suchte er wol gern in irgend einem mäßigen Kartenspiel, wie es die Kräfte der dazu Geladnen nicht übertraf, Gelegenheit, nach seiner Weise das Glück voll kühner Besonnenheit in die Schranken zu fodern. Weit mehr aber liebte er es, seine Geisteskräfte an dem ahnungsvollen Kriegerspiele Schach zu versuchen. Ein edler Meister in dieser Uebung und gewöhnt, sich mit Rüchel auf ihren Feldern zu messen, sprach folgendes Urtheil über das Spiel des Feldherrn aus:

„Er treibt es kühn; sein Angriff ist furchtbar, die Vertheidigung aber — wenn es gelingt, ihn auf diese zurückzuwerfen — gewöhnlich mangelhaft.“ —

Wie diese Bemerkung einen Lichtbliz auf manche kriegerische Momente in dem Leben unsres

Helden streut, beleuchtet sie auch manchen Punkt seiner friedlicheren Laufbahn.

Gegen Vorgesetzte oder sonst Personen von hoher Bedeutung und Ansehn behauptete der General zwar in der Regel die Ehrerbietung, welche er ihnen und sich selber schuldig war. Doch wo es zu Streitigkeiten oder auch nur zu ernsteren Abweichungen der gegenseitigen Ansichten kam, loderte sein rasches Gemüth, der Flamme ähnlich, oft keck nach oben, und ließ sich zum Angriff hinreißen, wo die, seinem Thun und Seyn allzuentfremdete Vertheidigung genügend und also auch ohne Zweifel schöner gewirkt hätte. Selbst seinem Monarchen gegenüber zügelte er nicht allemal mit schuldiger Bedachtsamkeit die an und für sich edelsprühende Gluth. Der König bewies ihm in solchen Fällen eine großmüthige Nachsicht, deren Rüchel durch die Treue seines Innern und seinen rühmlich bewährten Eifer für König und Vaterland würdig war, und welche er in ruhigeren Augenblicken mit dankbarer Rührung anerkannte, da gewiß auch in heftigeren Momenten fort und fort sein Herz in gleicher Liebe und Verehrung für die Person

seines Monarchen schlug. Wol hat er dessen Huld gegen ihn vor näheren Freunden bisweilen mit feuchten Augen gepriesen.

All sein Ansehn und seine Kraft wandte er gern auf, wo es galt, einen Offizier aus Verlegenheiten zu ziehen, wohin etwa jugendlicher Uebermuth oder unbedachte Geldausgaben ihn geführt haben mochten; vorausgesetzt, daß die Ehre dabei rein geblieben sey. In solchen Fällen übernahm er persönlich die Vertheidigung des Bedrängten gegen Höhere, stellte mit aller Anstrengung seiner anerkannt trefflichen Rednergabe die guten Seiten desselben ins Licht, und milderte das Nachtheilige mit weiser Schonung, wobei es ihm fast immer gelang, sein edles Ziel zu erreichen. Nach Verlauf einiger Zeit brachte er dann wol die Sache vollends durch gut gewählte Versetzung an einen entfernteren Ort in Vergessenheit. Mancher tüchtige Offizier ist auf diese Weise der Armee erhalten worden, und hat seine früheren Vergehungen durch nachheriges braves und tadelfreies Verhalten wieder gutgemacht.

Man wolle jedoch nicht etwa meinen, dieser menschliche und waffenbefreundete Sinn habe sich nur auf die Offiziere, vielleicht gar nur auf die Edelleute unter seinen Befehlen eingeschränkt. So enge Begränzungen paßten überhaupt am mindesten für einen Genius von Rüchels Kraft und Art.

Als ein Mann der strengen Observanz und alten Schule zwar liebte er allerdings den Adel. Er war sich gern bewußt, in dessen Reihen zu gehören, und hielt das Bestehen des erblichen Ritterthums für eine nothwendige Säule zum Bestehen des ritterlichen Sinnes im preußischen Heere. Nie aber hat er irgend einem im Bürgerstande gebornen wackern Offizier diese Ansicht auch nur entfernt zu Makel oder Zurücksetzung gelten lassen. Vor allen Dingen war ihm der Mann der Mann. So lange er diesen noch nicht näher kannte, hoffte er gern das Beste von Leuten, deren Vorältern sich demselben Fache mit Ehren gewidmet hatten, in welchem sie selber zu wirken gedachten. Stellt doch wol Jeder z. B. den Sohn eines Waffenschmiedes lieber

an den Amboß, als den Sohn eines Gärtners oder eines Holzhauers! —

Natürlich also lagen dem General Rüchel seine Soldatensöhne oder durch sich selbst erprüften Soldaten in den Regimentern nicht minder nah am Herzen, als seine Offiziere, und mit gleicher Theilnahme ging er in alle wichtigeren Angelegenheiten ihres Lebens ein.

Ein Beispiel für Viele! —

Als Rüchel die Inspektion übernahm, fand er von seinem Vorgänger, dem verewigten General von Röder her, einen wackern Unteroffizier als Inspektionsschreiber vor, den er nach kurzer aber gründlicher Prüfung für diesen Posten beibehielt, und ihm bald mit ehrendem Vertrauen noch einen wichtigen Theil seiner Privatkorrespondenz übertrug. Wie sich das von selbst versteht, zahlte ihm Rüchel die bisher empfangene Zulage, und nahm auch öfters Gelegenheit, ihn auf ehrende Weise mit einem Geldgeschenk zu erfreuen. Dennoch kam der gute Unteroffizier mehr und mehr in seinen ökonomischen Umständen zurück, denn eine nicht unbeträchtliche Ein-

nahme, die er nach früherer Gewohnheit von den Kompagnie-Chefs — jedem einzelnen kaum bemerkbar — als Inspektionsschreiber gezogen hatte, gerieth in Vergessenheit, da Rüchel keine offizielle Ueberlieferung davon erhalten hatte, und so drückte auch sonst noch manche Entbehrung und Sorge dieser Art auf den braven Mann. Seinem General aber dergleichen zu klagen, war er zu zartsinnig und zu edelstolz. Wol hatte er sich einmal gegen einen Adjutanten darüber geäußert, welcher es auch dem General vortragen wollte, aber nicht gleich Gelegenheit dazu fand, und die Sache nachher in lustiger Jugendlichkeit weiter und weiter hinausschob. Sorge und Bekümmerniß nagten an dem Gemüth des braven B. — so wollen wir jenen Unteroffizier bezeichnen — und seine sonst kraftvoll schöne Gestalt trug bald die Spuren seines Leides. — „Sie schreiben zu angestrengt! Sie machen sich zu wenig Bewegung!" sagte öfters theilnehmend der General, ohne ihm freilich etwas von den Geschäften abzunehmen, aber in deren Menge lag ja auch in der That das Uebel nicht. Von dem eigentlichen Sitz desselben hatte Rüchel keine

Ahnung, denn nach wie vor blieb B. darüber stumm, und wäre wol lieber gestorben, als seinem General auf irgend eine Weise zu sagen: „mir genügt nicht, was Sie mir geben!“ — Rüchel jedoch, keine Ruhe über das kränkelnde Aussehn seines wackern Untergebnen findend, beauftragte endlich einen Hauptmann des Regiments, das Geheimniß zu ergründen. Vor dessen zutraulichen Fragen ging dem guten B. das Herz auf, und der Hauptmann sprach: „fassen Sie Muth! Ich trage die Sache dem General vor.“ Schon am andern Morgen, als B. in Rüchels Vorzimmer arbeitete, hörte er durch die halb offene Thür den Hauptmann leise und eifrig zum General reden. Wie es etwa damit an die Stelle kommen mochte, B. habe nun so lange schon lieber Sorge und Mangel erlitten, als um Geld bitten wollen, rief Rüchel laut und feurig aus: „hat B. das gethan?“ — Dem guten B. mochte wol zuerst ein Schrecken vor dieser losbrechenden Heftigkeit anwandeln. Aber freudig durchschauerte es ihn, als Rüchel eben so lebhaft hinzusetzte: „ich habe ihn immer geachtet; von jetzt an ehre ich ihn!“ — Bald

nun war die Angelegenheit in den Gang gebracht, und als ein Regiments-Kommandeur der Inspektion — nicht aus kleinlichem Eigennutz, sondern weil er seinen Hauptleuten die einmal abgekommene Ausgabe nicht wieder auflegen lassen wollte, — der Anordnung widersprach, füllte Rüchel die dadurch entstandene Lücke jährlich aus eigener Kasse. —

Nicht immer so freundlich erwies sich Rüchel gegen den Bürgerstand, wenn gleich eben so großmüthig. Wo Noth eintrat, oder auch nur irgend Bedrängniß, war er ein allezeit rüstiger und fröhlicher Geber. Man brauchte dergleichen Veranlassungen nur zu erwähnen, so strömte er ergiebig aus, was ihm zu Gebote stand.

Sein Regimentsadjutant berichtete ihm einst bei Gelegenheit des täglichen Rapports: man wolle eine Kollekte sammeln, um während des sehr strengen Winters die Potsdamer Armen mit Feuerung zu unterstützen. Rasch griff Rüchel an seinen Schreibtisch, zog ein Schubfach heraus, und schüttete den ganzen Inhalt, etwa 90 Thaler, in den Hut des Adjutanten, hinzu-

fügend: „eilen Sie nur, damit die Hülfe nicht zu spät kommt.“ —

Ein andermal — ein Offizier, zufällig in Dienstgeschäften anwesend, war Zeuge — traf es sich, daß auf des Generals Tisch 200 Thaler lagen, und er zu seiner eben eintretenden Gemahlin mit gewohnt fröhlicher Laune sagte: „sieh! da haben wir wieder Geld bekommen; es ist gute Zeit!“ worauf er ihr etwa 30 Thaler davon zu irgend einer wirthschaftlichen Anordnung gab. Gleich darauf erschien ein Polizeioffiziant mit der Meldung eines Unfalles. Schnell raffte Rüchel die sämmtlichen Geldrollen mit beiden Händen zusammen, und reichte sie dem Manne mit den freundlichen Worten hin: „da, geben Sie den armen Leuten!“ —

So freute er sich des Geldes, welches ihm einkam, nur in dem Gefühl, es gleich mit vollen Händen wieder fortschenken zu können.

Dennoch liebte ihn die Potsdamer Bürgerschaft im Ganzen wenig, wenn sie gleich nicht umhin konnte, ihn oft zu bewundern.

Ihm wohnte aus der alten Friedrichs-Zeit eine zu hochgespannte Vorliebe für den Kriegerstand bei, weshalb er manchem leichteren Muthwillen junger Offiziere durch die Finger sah; nie aber dem Unrecht oder gar der Gewaltthätigkeit. Man müßte denn den einzigen Fall ausnehmen wollen, wo ein rascher, aber sonst fürwahr nicht sittenloser Jüngling, Offizier im Garde-Regiment, ein am Arm ihres Vaters einhergehendes schönes Bürgermädchen auf offner Straße wider ihren Willen geküßt hatte, und Rüchel dem sich beklagenden Vater zur Sühne rieth, hinzufügend, er sehe eben nicht das große Unglück für die Tochter ab, von einem so hübschen Mann geküßt zu seyn. Doch erklärte er sich bereit, die Klage anzunehmen, wovon aber der Bürger abstand, des Kommandanten Vermittelung nicht ausschlagen wollend.

Die Begebenheit steht hier, wie sie geschah, mit ihrem Unrecht und ihrer Milderung. Niemand suche ein Weiteres und Schlimmeres dahinter, durch welche Consequenzmacherei und die Besorgniß davor nur allzuoft unumwundne Mittheilungen wie die gegenwärtige, und ähnliche

noch folgende, gehemmt worden sind. Was dem Verfasser dieser Schilderungen irgend Bezeichnendes über seinen Helden zukam, zu dessen Gunst oder Ungunst, webt er nach Kräften getreulich in seinen Teppich mit ein.

Unerträglich war es dem thatkräftigen Rüchel, irgend Jemanden bei allgemeiner Noth müßig zu sehn, und alsdann kannte er kein Ansehen der Person. So einst auch bei Gelegenheit einer Feuersbrunst vor dem Berliner Thore bei Potsdam. Rüchel rang nach gewohnter Weise mit Anordnung und eignem Handanlegen, das Unheil rüstig abzuwenden. Da rollte eine Extrapost von Berlin her auf der Chaussee heran. Sie hält, und ein wohlgekleideter Mann steigt heraus, um mit untergeschlagenen Armen das Flammenschauspiel gemächlich zu betrachten. Kaum hat ihn Rüchel mit halbem Auge erblickt, so eilt er auf ihn zu, ihn ganz höflich zum Helfen einzuladen. „Verzeihen Ew. Excellenz," — kommt die Antwort zurück, — „ich bin ein Reisender; meine Zeit erlaubt nicht," — doch Rüchel unterbricht ihn zürnend: „wenn Sie Zeit zum Gaffen haben, so findet sich auch Zeit zur Ar-

heit. Also keine Umstände gemacht!" — Hochfahrend nannte nun der Herr seinen nicht unbedeutenden Civilrang, und meinte dadurch aller fernern Ansprache überhoben zu seyn. Aber unwilliger nur noch trieb ihn Rüchel gewaltsam an die nächste Spritze, wo der gezwungene Helfer denn auch wacker drauflospumpte. Wohl hätte er das früher auf unermeßlich schönere Weise thun können, und es dann vermuthlich so lange gethan, bis ihm die äußern Kräfte gewichen wären, und ihn Dank und Ehre von der glühenden Wahlstatt begleitet hätten. So entließ ihn nach kurzer Anstrengung verachtend Rüchel von seiner gezwungenen Ehrenarbeit, und das Männlein fuhr von hinnen. —

Solche Begebenheiten, oft mißerzählt und mißverstanden, mochten stark zu erneuetem Hasse mitwirken, welchen ohnehin ein nicht nur dem Stande und der Bestimmung, sondern auch dem tiefsten Wesen und Seyn nach gänzlich unkriegerischer Theil des Publikums auf den General Rüchel zu werfen begann. Dem Wesen eines schlaffen Indifferentismus und jenes höhnenden, schon früher geschilderten Hinabsehens auf die

sogenannte Soldateske wollte und konnte nun einmal Rüchels Betragen durchaus nicht anpassen.

Zuvörderst fühlte Dieser sich gedrungen, den Wachen und einzelnen Posten nebst den davon ausgehenden Patrouillen die strenge Achtung wieder zuzusichern, welche leider bisher öfters unter einer freundlichen aber allzumilden Führung ungestraft verletzt worden war. Rüchel hielt an dem Grundsatze fest: „die Schildwacht steht im Namen des Königs auf ihrem Posten. Jedes absichtliche Vergehen an ihr also ist ein Majestätsverbrechen.“

Er hatte bei Zeiten ermahnt und gewarnt, daß Niemand den geweiheten Kreis ügerschreite. Wo es nun dennoch geschah, drang er auf strenge Bestrafung; nicht aber nur für den frechen Angreifer, sondern auch mit für den zaghaften und unentschlossenen Soldaten, welcher etwa die Ehre seiner Stellung nicht zu schätzen und eben deshalb nicht zu schützen wußte.

So war einstmal bei einem Schenkentumult einem dorthin patrouillirenden Infanteristen das Gewehr weggerissen und derselbe gemißhandelt

worden.

worden. Rüchel drang auf die Ermittelung der Thäter. — Man wisse sie nicht. — Sie müßten doch an den Bajonett- oder Kolbenwunden, welche sie vor des Soldaten Entwaffnung empfangen hätten, deutlich genug zu ermitteln seyn, meinte der General. — Niemand sey verwundet worden, war die Antwort, und der Soldat gestand, er habe in der Ueberraschung Niemanden treffen können. Da bestand denn Rüchel freilich darauf, der seine Waffe und deren Ehre so schlecht vertheidigende Kriegsmann müsse einer schweren Militairstrafe unterliegen, und diese wäre auch ohne Zweifel erfolgt, hätte nicht höhere Begnadigung den Lauf des strengen Feldherrnwortes gehindert. Damit ohne Zweifel war Rüchel herzlich zufrieden, so ungern er auch sonst irgend eine Hemmung in seiner Bahn ertrug. Hatte er ja doch gezeigt, bis wie weit nicht nur frecher Ungehorsam den Bürger, sondern auch nachlässige Mattherzigkeit den Kriegsmann unter das Donnerwort des Gesetzes niederbeugen könne. Und darum allein war es ihm zu thun. Die tyrannische Lust an einer

wirklich ausgeführten Züchtigung war und blieb jederzeit seiner ritterlichen Seele fremd. —

Dennoch gab es Leute, die ihn um seiner ernsten Disciplin willen mit jenem wahrhaft gräßlichen Obristen von Scheel — unter Friedrich des Großen Spätherrschaft eine Zeitlang auf unbegreifliche Weise ein Mißhandlungssystem des Soldaten organisirend — vergleichen wollten. —

Nichts bleibe mit Bewußtseyn verschwiegen in diesem Werke, was sich als Tadel gegen den Helden desselben erhoben hat. Das heißt im Sinne Rüchels verfahren. Hier aber fällt der Angriff gegen ihn durch wenige Andeutungen in ein gänzliches Nichts zurück.

Man brauchte nur je mit einigermaßen soldatisch geübtem Auge die Potsdamer Garnison unter Rüchels Oberbefehl in und außer Dienst betrachtet zu haben, um sich zu überzeugen, daß hier weder von Sklavenfurcht, noch von trotziger Verzweiflung, noch von dumpfem Lebensüberdruß die Rede sey. Und dies dämonisch ge-

triebne Dreigespann ist es denn doch am Ende unwiderruflich, welches sich vor dem gräßlichen Triumphwagen eines Militairdespoten, ob auch unter noch so mannigfach verwandelten Gestalten, immerdar offenbaren muß.

Die Potsdamer Soldaten unter Rüchel, in jeder Waffengattung und in jedem Waffenrange, gingen frisch und froh und stolz einher. Gegen jeden Offizier, Auswärtige wie Einheimische, zeigte sich ihr Betragen streng dienstmäßig, aber ohne Zwang, und von aller Schüchternheit so frei, daß es vielmehr war, als ständen auf jeder Stirn die kecken Worte zu lesen: „ich habe die Ehre, zur Rüchelschen Inspektion zu gehören.“ — Die Uebungen wurden rasch und mit großer Richtigkeit ausgeführt, belebt von einem rührigfreudigen Geist. Rüchel verstand sich auf's Instruiren wie nur Wenige sonst. Einfachheit war der Grundton seiner Anordnungen, die er immer auf das allergeringste Fassungsvermögen berechnete. „Man denke nur“ — pflegte er zu sagen, — „man habe in solchem Falle den Dummsten vor sich. So wird es

auch schon für die Andern mit passen.“ Dann sprach er mit einer Ruhe der Darstellung, welche zugleich die größtmöglichste Klarheit bedingte, und jeglicher Gattung von Einwand oder näherer Anfrage unbedingt Raum ließ. Dabei gelang es ihm, auch untergeordneten Geistern einen wohlthätigen Grad des Selbstvertrauens — wenigstens für die eben nah vorliegende Aufgabe einzuflößen. Was ein Jeder vermochte, that er unter Rüchel um so lieber, als er zum Theil erst durch den Feldherrn erfuhr, daß er's doch wirklich vermochte.

Die Rüge nach der That war scharf, aber selten in Heftigkeit ausartend. Dennoch scheuten fast Alle den Augenblick, wo Rüchel nach vollbrachter Uebung die Offiziere zur Kritik des Geleisteten zusammenrief. Die taktische Tüchtigkeit der Potsdamer Garnison hatte Rüchel zwar im Allgemeinen vorbereitet gefunden, aber keinesweges zu dem Punkte gediehen, bis wohin er sie in kurzer Zeit zu fördern wußte. Ein sehr würdiger Offizier, welcher damals im Regiment Garde, also unter Rüchels unmittelbar-

ster Leitung diente, äußerte sich vor Kurzem darüber folgender Gestalt gegen den Verfasser:

„Als Kommandeur war Rüchel zwar ein strenger, aber der liebenswürdigste Vorgesetzte, den es nur geben konnte. Das Regiment, das früher in Disciplin und Haltung keinesweges seine Bestimmung erfüllte, als Eliten-Corps der Armee zum Muster zu dienen, verdankt ihm, von dem Augenblick seines Eintreffens bei demselben, seine nachherige Vortrefflichkeit.“

„Auch die Garden hatten in ihren Reihen viele Ausländer, die hinsichtlich ihrer Moralität nicht als Muster dienen konnten. Da war denn eine strenge Disciplin nach damaligen Grundsätzen wol nöthig, die aber wahrlich nie übertrieben, und von ihm unmittelbar immer nur sehr mäßig angewendet ward. Ja es sind mir selbst Beispiele bekannt, wo eine strenge körperliche Züchtigung verwirkt war, und Rüchel sie ganz und gar erließ.“ —

Demzufolge blieb die schauderhafte Folge jenes unter Scheel geübten Tyrannensystems — der Selbstmord der Soldaten — unter Rüchel beinahe gänzlich aus, und die wenigen eingetretenen Fälle dieser Art ergaben jederzeit nach der genauesten Untersuchung andre ganz fern von einer erbitterten Verzweiflung liegende Beweggründe.

Der Theil der Potsdamer Besatzung, dessen Liebe sich Rüchel am wenigsten zu erfreuen hatte, war ohne Zweifel die dort befindliche Garde du Corps-Schwadron. Die Gründe dazu sind im Wesentlichen schon bei unsrem allgemeinen Ueberblick dieses Zeitraumes angedeutet worden, und überdem war Rüchel selbst zwar — wie wir früher zu bemerken öfters Gelegenheit fanden — ein rascher und entschloßner Reiter, aber natürlich doch in der Reitertaktik nicht eben so daheim, als in der von Jugend auf durch ihn geübten Waffe. Zudem lag auch das in der Ansicht des alten Königs Friedrich und wol sehr bestimmt in der Ansicht seines Schülers mit:

„Die Infanterie ist der eigentliche sieg-entscheidende Kern des Heeres. Zwar würde sie ohne Beihülfe der andern Waffen ihren Zweck nie vollständig erreichen, aber in ihr doch eigentlich ist Haltung, Kraft und Zusammenfassen des Ganzen am wesentlichsten bedingt."

Es ist hier nicht der Ort, die Einwendungen der Stiefkinder, unter welche der Verfasser als Kavallerist mitgehört, geltend zu machen. Es finde nur eine kurze altnordische Sage als Gleichnißrede ihre Stelle:

„Drei Brüder gingen mitsammen auf eine gefahrdrohende That aus. Unterweges geriethen sie in Streit, und Zwei erschlugen den ihnen widerstrebenden Dritten. Im Fürdergehn glitt Einer der Beiden aus, hielt sich aber noch aufrecht, indem er die Hand gegen die Erde stemmte. Da sagte der Andre: „Bruder, wir hätten den Bruder lieber doch nicht todtschlagen sollen. Denn zwei Füße können, wie wir sahen, nicht immer der Hand entbehren, um sich vor dem Fallen zu hü-

ten." — Auch verunglückte die ganze Unternehmung, und die zwei Brüder kamen dabei um, eben weil sie im entscheidenden Augenblcke um just nur Einen zu wenig waren." —

Nun wollte zwar allerdings weder Rüchel, noch irgend wol je ein noch so herber Unterschätzer der Kavallerie, selbige todtschlagen; aber auch jene zwei Brüder dachten ohne Zweifel nicht an Mord und Todtschlag, als sie anfingen, sich mit dem Dritten zu zanken. Es machte sich dann nur so nach und nach von selber, und bekanntlich hat die Reiterei, trotz all ihrer augenblicklichen Sturmkraft, eigentlich ein zartes, leicht verletzliches Leben. Wenn sie also merkt, daß man es ihr irgend verkümmern will, regt sich rasch ein unwilliges Schmerzgefühl; — vorzüglich, wo nicht die unmittelbar nahe Kriegsbegeisterung jede innre Stöhrung mit ihren herrlichen Blizzeslichtern ausstrahlen und löschen kann. — Dennoch hielt Rüchels edle Ritterlichkeit und Soldatenfrische auch die Offiziere jener ausgezeichneten Garde-Schaar im Ganzen an ihn mit Achtung und Bewunderung fest.

Bald nach seiner Anstellung als Kommandant von Potsdam und Inspekteur bekam auch Rüchel noch die Leitung der Militair-Akademie und sämmtlicher Kadetten-Corps: ein Posten, dessen Wichtigkeit er in tiefster Seele empfand, und schon deshalb im hohen Grade dazu geeignet war. So als Oberaufseher der jungen Gartenpflanzung dazustehn, aus welcher dereinst großentheils Preußens Heerführer und Offiziere hervorgehn sollten! Es lag Etwas darin, um das Herz eines Rüchel zu erheben und zu füllen. —

Daß er sich diesem neuen Berufe mit glühendem Eifer unterzog, bedarf kaum noch erst der Erwähnung. Daß er manchen Mißbrauch abstellte und manche gute Einrichtung in diesen kriegerischen Erziehungsanstalten ordnete, ergiebt sich schon daraus, daß er selbst — und zwar als gänzlich unbemittelter Knabe — im Kadettenhause herangewachsen war, also bei der Anschauung von unten hinauf allerhand Erfahrungen über wesentliche Mängel gemacht hatte, zu deren Einsicht auch der genialste Kopf bei ausschließlichem Ueberblick von obenher nur schwer-

lich gelangen mag. Dazu stand vor Rüchels Seele ein Ideal von preußischem Offizier, wie es wol keine Phantasie je trefflicher erschaffen, kein Herz je glühender empfunden hat. Ehre, Treue und edle Sitte, — das waren die Grundsteine, auf welchen er den Ruhm der Armee und durch sie das Heil des Vaterlandes immer steter zu befestigen hoffte. Sein inn'res Auge aber sah gen Himmel, alle wahrhaft guten Gaben von dort erwartend, und nie hat seine Seele gewankt von des ewigen Glaubens Angelstern.

Allerdings war ein Kriegsmann solcher Art, zugleich mit den militairischen Wissenschaften vertraut und aufleuchtend vor den Blicken der Jugend, als ermunterndes Beispiel im ritterlichen Ehrenglanz, wie geschaffen, die Bildung des heranwachsenden kriegbestimmten Adels zu lenken und zu beleben.

Ob indessen Rüchel bei seinen anderweitigen Dienstgeschäften und in seiner ganzen wichtigen Stellung überhaupt Zeit genug behielt, die Einzelnheiten der ihm untergebenen Anstalten hin-

länglich zu prüfen und zu durchschauen, ist eine andre Frage. Eine Frage, die zu ihrer Lösung Studien und Durchblicke erfordern würde, für welche dem Verfasser vielleicht die Fähigkeit, auf jeden Fall aber die Gelegenheit mangelt. In alle Weise genügt dem gegenwärtigen Standpunkte die wahrhafte Erklärung: Rüchel that auch hier mit angestrengter Kraft sein Mögliches. Oft erschien er in den Unterrichtzimmern, und wohnte namentlich gern und theilnehmend den mathematischen Lehrstunden bei. In einer solchen rief er einst einen als Junker in seinem Regimente eingeschriebenen Schüler der Militair-Akademie an die Tafel, und examinirte ihn wol eine Viertelstunde lang. Noch jetzt freut sich der Ehrenmann, welchen dies traf, an der Erinnerung, und schrieb darüber dem Verfasser:

„Seine Fragen waren folgerecht, wie die eines Professors, und ich war sehr stolz darauf, seinen Beifall zu ärndten."

So ging es natürlicherweise oft und mit vielen Andern. Der edle Kriegsgärtner sah

manche edle Stämme sich nachwachsen aus seinen Beeten. —

Ueberhaupt stehen wir hier auf einem gar erfreulichen Sonnenpunkt in Rüchels Leben. Doch gilt dabei, was Göthe's Götz von Berlichingen sagt: „wo viel Licht ist, ist starker Schatten.“ — Außer dem Hasse der philanthropistisch Unkriegrischen hatte Rüchel auch die Unzufriedenheit manches absolut Bequemen auf sich gezogen, der lieber auf den Lorbeeren der durchfochtnen Kriege ruhen, als sich zu neuen Kämpfen vorbereiten wollte. Man könnte meinen, dergleichen apathische Widersacher hätten dem feurigen Manne just nicht sehr bedrohlich werden mögen. Aber es ist anders damit, und wird deutlicher, wenn wir die Gewalt der Schwerkraft überhaupt in Erwägung ziehn. Reißt dergleichen auch eben nicht gradezu in den Abgrund, so hemmt es den Gang des Begeisterten doch dergestalt, daß ein großer, vielleicht manchmal der schönste Theil seiner Kraft, statt ihn dem Gipfel zuzuflügeln, verwendet werden muß, um nur das völlige Stillstehn,

fast allemal in ein Rückwärtsgleiten ausartend, zu verhindern.

Lebhaftere Widersacher fand Rüchel an vielen Offizieren jener mehr gelehrten, als taktischen Schule. Ihnen mußte der Eifer des Generals für die Einzelnheiten und überhaupt für die durchgreifende Tüchtigkeit der Waffenübungen wie Pedanterie vorkommen, und ohnehin trat ja Rüchel als der entschlossenste und somit gefährlichste Zusammenhalter und Vertheidiger meist all der Formen voran, deren Auflösung Jenen zum Entfalten des Geistes, wie es ihnen aufgegangen war, eine durchaus nothwendige Bedingung scheinen mußte. Es war viel Begeisterung, viel Genialität, viel trefflicher Wille auf dieser Seite. Der Gegensatz zu Rüchel war also ein wirklicher, kein bloß scheinbarer, wie etwa zu den Oberwähnten, die in gewisser Hinsicht für Rüchel gar nicht vorhanden waren. Hier dagegen loderte der Widerspruch aus einer und derselben Wurzel empor, und die aufeinander anringenden Flammen mußten sich im unvermeidlichen Kampf nothwendig befehdend erfassen.

Am deutlichsten, also freilich auch am schmerzhaftesten dringt diese Gesammt-Erscheinung aus dem persönlichen Verhältniß Rüchels zu dem Obristen von Massenbach in die Seele, und schon deshalb — wenn auch nicht ohnehin aus andern, von selbst in die Augen springenden Gründen — muß von der Stellung dieser beiden denkwürdigen Männer hier ausführlich die Rede seyn.

Wo übrigens irgend einen Bericht-Erstatter ein persönlich angreifendes Interesse tief bewegt, gehört diese seine Stellung zu dem Berichte mit, wenn der Leser auf gehörig klare Weise zum Urtheilen und Rechtsprechen vor sich selbst, oder zugleich vor Andern, ermächtigt werden soll. Daher folgende Schilderung vom Verhältnisse des Verfassers zu Massenbach und Rüchel.

Von früher Kindheit war Jener gewohnt, Massenbach als einen Freund des väterlichen Hauses zu lieben und zu ehren. Wollten auch damals die Stimmen mancher Ehrsambedächtigen viel des Seltsamen und Wunderlichen an dem feurigen jungen Manne finden; — dem feurigen

Knaben ward der junge Mann wol nur um desto lieber, und schon in des kleinen Fritz Fouqué auf das Papier gekritzelten Dichtungen hat das Bild seines Massenbach eine bedeutende Rolle gespielt. Was aber in den Dichtungen des Kindes lebte, fand auch allemal eine recht innig tiefe Stelle in des Kindes Herzen. Wie nun unaussprechlich viel mußte dem Jünglinge der Mann Massenbach gelten, als Beide im Rheinkriege wieder zusammentrafen, sich zuerst auf dem Kampfesfelde unerwartet und voll kühner Freudigkeit begegnend! Wie vollends, da Massenbach als Major und Chef des Hohenloheschen Generalstabes den siebzehnjährigen Kornet Fouqué mit einer Huld und Innigkeit behandelte, welche sogar das von Kindheit angewöhnte Du auf des staunenden, zu Anfang widerstrebenden Kornets Lippen zwang! So oft der junge Kürassier als Ordonnanz-Offizier in das Hauptquartier kam, hieß ihn Massenbach bei sich wohnen. „Du sollst mir nicht in den Ordonnanz-Herbergen verwildern!" sprach er dann voll väterlicher Liebesgewalt zu ihm; „Du sollst mir ein tüchtiger Kriegsmann werden und ein edler Mensch!" Und so

würdigte er ihn auch mancher Kampfeslehre und manches Ueberblickes der vorliegenden Verhältnisse, so weit sich das mit der Verschwiegenheit, welche höheren Rücksichten gebührte, einerseits, und andrerseits mit der noch theils eingeschränkten, theils kindisch-umherflatternden Fassungskraft des Schülers vertrug. Niemals hat sich ein Waffenmeister gütiger und achtsamer seines Pfleglings angenommen. Es waren goldene Tage für den Pflegling.

Und sie zeichneten sich vor andern goldenen Tagen der Jugend auch noch durch eine recht wundersame Unverwelklichkeit aus. Jahrelang getrennt von dem edlen Massenbach, fand ihn Fouqué bei jedem Wiedersehen als den alten Freund und Leiter, obzwar Jener damals immer höheren Staffeln in Rang und Achtung zueilte, Dieser hingegen den unscheinbaren Weg eines im Regiment fortavancirenden Subaltern-Offiziers langsam hinanklomm. —

Mit Rüchel hingegen ward sein jetziger Biograph, außer der früher angeführten Knabenanschauung, erst da persönlich bekannt, als der

General

General schon an der Spitze der Potsdamer Inspektion stand. Begeisternde Kunden hatte der Jüngling aus dem Rheinkriege herüber wol schon von dem fröhlich-rüstigen Feldherrn mitgebracht, den man fast hätte den Blücher der Infanterie nennen mögen, wie Blücher den Rüchel der Kavallerie. Aber die wirkliche Anschauung des Helden war dem jungen Kriegsmanne in jenem seinem ersten Prüfungsjahre nicht zu Theil geworden, und ob ihn auch späterhin manche günstigen Verhältnisse näher zur Person des geehrten Feldherrn stellten, als es die gewöhnlichere Dienstform mit sich führte, konnte ja doch natürlicherweise lange Zeit hindurch ihm kein einziger Augenblick solcher offenherzigen Innigkeit zu General Rüchel daraus hervorgehn, als für Massenbach ihm gleich aus den ersten bedeutenden Momenten des Wiederfindens erblühete.

Uebrigens stimmte damals die innerlich gehegte Ansicht des Jünglings weit mehr zu der des Obristen von Massenbach, als zu dem Normalbilde preußischer Trefflichkeit, welches General Rüchel aufzustellen bemüht war.

So habe ich meinen Standpunkt nach bestem Wissen und Gewissen durch die Aufstellung der ihn motivirenden Verhältnisse und Stimmungen berichtigt. Entnehme demzufolge ein Jeder aus der nachfolgenden Schilderung, was er nach eigener Erwägung mag.

Rüchel und Massenbach kannten eigentlich als nothwendigste Bedingung des Lebens nur Ein und dasselbe Element: die Begeisterung. Eben so nothwendig war diese ihren Seelen, als jeglichem Menschenleib zum Fürderbestehen die äußere Lebensluft. Man hätte meinen sollen, zwei Geister dieser Art seyen zum innigsten Freundschaftsvereine bestimmt. Wo aber dergleichen hienieden verfehlt wird, zeigt sich die Abstoßung nur um so heftiger, je schmerzlicher die ursprüngliche, ob unbewußte Anziehung bestritten und bezwungen ward.

Die Empfänglichkeit für Begeisterung ist nämlich hienieden nicht minder angewehet von vergiftendem und entstellendem Hauch, als jedes andre Große und Schöne in der irdischen Erscheinung sonst. Ja, eben weil sie die unerlaßliche

Bedingung alles wahrhaft Großen und Schönen ist, pflegt das dumpf gegenanringende Princip dämonischer Gemeinheit und Häßlichkeit ihr gleich vom Anfang her alle möglichen Hemmungen recht auserlesen in den Weg zu stemmen.

Das schlimmste Bollwerk scheint der absolute Unglaube der Begeisterungslosen an die Begeisterung selbst. Die von ihr Ergriffenen kommen jenen guten Leuten entweder wie wahnsinnig Berauschte vor, oder gar wie pfiffige Seiltänzer, die sich durch irgend einen unversehenen saltu mortale auf einen Thron, oder mindestens in einen profitablen Posten hineinwirbeln möchten, und auch diesen Augenpunkt gleich vom ersten Moment ihres Hervortretens mit superkluger Schwindelei im Sinne gehabt hätten. Man könnte sich versucht fühlen, von dergleichen Beurtheilern wol nach Göthe in Faust zu sagen:

„Sie sehn in der geschwoll'nen Ratte
Ihr ganz leibhaftig Ebenbild!"

Doch mit nichten. Auch solche Leute meinen's in der Regel nicht so gar schlimm, und so bleibt die geschwollene Ratte eben nur ein Trug-

bild ihrer Phantasie, und nirgend außerhalb vorhanden, weshalb diese dennoch Mißgläubigen das Unglück erleben, bei ihrem Anringen gegen alle Phantasie selber in das grund- und bodenlos Phantastische zu verfallen.

Ja freilich, solche Wächter sind schlimm, recht schlimm für Menschen, welche da meinen und empfinden, was vom Herzen komme, gehe zu Herzen, und man brauche nur aufzuschließen, was Gott in uns gelegt habe, um eine fröhliche Menge von Verbrüderten rings um uns her aufwachen zu sehen. Schlimmer noch sind dergleichen Wächter, wenn sie irgend etwa auf der Schule oder überhaupt historisch vernommen haben, was es mit der Begeisterung sey, und sie nun sich darüber zum Judiziren berufen vermeinen, als über eine schlimm bekannte, vorlängst durch Steckbriefe, nur leider noch immerdar umsonst verfolgte, höchst fabelhafte Person.

Es scheint: da sehe es dann am ärgsten aus für die Begeisterung. Aber nein. Es ist beiweitem das Schlimmste noch nicht. Mögen immerhin Fremde von außenher bedrohen oder verach-

ten, was ihnen fremd und fern bleibt und großentheils unsichtbar. Wenn nur die Bewohner seliger Inseln mitsammen in Frieden leben! —

Aber da hat das viele Gerede wider Begeisterung auch in die Seelen der Begeisterten selbst endlich Unheil herübergesprüht. Nicht zwar, als ob sie an ihrer entflammenden Führerin selbst irre werden könnten! Dies trübe Vorrecht überlassen sie den Entfremdeten und Widersachern. Nur ob in jeglicher Brust auch der göttliche Funke wirklich gezündet habe, — an dieser Frage hängt der entgeisternde Zweifel sich an. Zuerst, wie jeder Edle um jedes Edle, mißtraut dann wol in matteren Stunden der Fragende sich selbst. Wärest Du wirklich ein Sohn der Begeisterung, — woher so oft dieser lähmende Druck auf Geist und Herz? Woher bisweilen dies eitle Ringen, auch das Gewöhnlichste, und somit sich Selbst mit in die Regenbogenfarben höherer Sphären trügerisch zu verkleiden? Woher dies Erfordern leiblicher Stärkung, sey es auch durch an sich edlen und maaßhaltenden Genuß? Oder dies Verlangen nach Anerkennung und Lob, als genüge die innere Weihe Dir

nicht? — Doch bald erscheint die Begeisterung wieder dem redlichen Zweifler, und spricht in reinster unzweideutiger Liebe ihm tröstend zu: „Du bist mein Jünger! Ich bin Deine Braut!" Und solche Stunden, öfter und öfter wiederholt, bilden dann endlich ein blühendes Gehäg um die erquickte Seele her, worin sie dankbarsieghaft athmet, unangreiflich von dieser Seite fortan.

Aber dann beginnt das Richten nach außenhin mit noch scheinbar bestimmterem Recht. Begegneten uns ja doch wirklich der Pseudo-Genossen so-viele, und wenn wir uns erwärmen wollten an ihrer Gluth, oder Licht von ihnen erheischten auf einer umdunkelten Stelle unsrer Bahn, — da war das Strohfeuer alsobald verflackert, oder gar vielleicht die Flamme, ohne den mindesten Aufwand von echter Gluth und echtem Licht, nur eben künstlicherweise gemalt. — Deshalb will uns dann eine sogenannte Klugheit weismachen, sie seye Weisheit, indem sie uns einredet: „jene Fremdlinge haben doch wol insofern Recht, als es für die echte Begeisterung nicht eben mehr der empfänglichen Seelen giebt,

als der empfänglichen Brenngläser für die Sonne. Traue, doch schaue: wem?" —

Dazu kommt nun noch die verschiedenartige Form, in welcher die Begeisterung sich kund giebt im Lichte dieser Welt. Eben da liegt zwar an und für sich eine Bürgschaft mehr für die Göttlichkeit ihres Ursprunges, aber in der Beschränktheit unsres irdischen Gesichtskreises blendet und irrt nur allzuoft eine so reiche Mannigfaltigkeit der Offenbarung ein sterbliches, ob auch sonst scharfsichtiges Auge. Dann erscheint ihm das Naheverwandte wie himmelweit fremd, nur weil es so wenig, oder so scheinbarlich gar nicht mit der eignen Erscheinung unsres Selbst zusammentreffen will, und es trennen sich verwandte Geister, und suchen weitaus vergeblich, was ihnen schon so erfreulich nahestand, und manches Gute und Schöne, was sie gemeinschaftlich in's Werk richten konnten und sollten, bleibt unerbaut. —

Um Rüchel und Massenbach einander zu entfremden und fern zu halten, hatte schon der

Gang ihrer frühesten Bildung mehr als hinlänglichen Grund gelegt.

Massenbach, erzogen in der Militair-Akademie zu Stuttgart, genährt im Geiste mit der klassischen Bildung Griechenlands und Roms, hatte zwar unter äußerlich strenger Schülerzucht in militairischen Formen gestanden, aber mehr diesem Druck als einem nothwendigen Uebel nachgebend, denn sich auf irgend gefällige oder gar innerlich erhebende Weise darin fügen lernend. Jenseit dieser Anstalt, also eigentlich die Hauptscene seines wirklichen Lebens eröffnend, stand ihm der herzoglich-wirtembergische, damals noch ziemlich herbe und zugleich unbedeutende Militairdienst, — an dessen Spitze ein Herr, den er nicht liebte, wol auch unter den obwaltenden Umständen nicht lieben konnte. Endlich sodann wirklich eingetreten in den auf diese Weise unerwünschten Beruf, konnte Massenbach den erbetenen Abschied nicht vom Herzog erhalten. Durch ein keckes Wagniß benutzte er den zu einem Familienbesuch empfangnen Urlaub zu einer Reise nach Potsdam, dem großen, von ihm angebeteten Friedrich sich vorstellend. So lösete er

durch des Königs Verwendung und eignen festen Entschluß beinahe gewaltsam die frühern Verhältnisse, und schloß sich den Heergeschwadern des gefeierten Königshelden an.

Wie ganz anders dagegen Rüchels sich streng in der Regel haltende Knaben- und Jünglingsbahn, nur durch ein freies, unerbetenes Wollen des großen Friedrich aus dem täglichen Gange des sogenannten kleinen Dienstes in Dessen begeisternde Nähe gefördert! Hatte ja doch sogar der überraschende Befehl des königlichen Heros an den Jüngling, sich in Potsdam zu stellen, noch die väterlich ernste Mahnung enthalten, sich vorher bei seinen Stabs-Offizieren gehörig zu melden! —

Mehr aber noch, als das. — Rüchels ganze Jugendbildung im väterlichen Hause und nachher im Cadettencorps, hatte die Elemente des militairischen Gehorsams und der Liebe in seiner Seele zu Einem verschmolzen, und die spätere Erziehung, — man darf es wol mit vollem Recht so nennen, — in welche König Friedrich seinen erkornen Zögling nahm, be-

festigte nur immermehr eine recht altpreußische Richtung und Haltung in dem heranblühenden Kriegsmann. Wie oft auch bei Rüchel vor einzelnen Veranlassungen die Feuerschale, welche er durch dieses Leben zu tragen hatte, übersprühete und überfloß, — in ruhigen, der Ueberlegung geweiheten, bald heitern, bald ernsteren Momenten, und überhaupt: im Ganzen und Großen des Lebensganges, hielt er die ihm anvertraute Lampe gern still und stät. Es war bisweilen, ja oftmal, als rufe ihm der Geist seines königlichen Waffenmeisters ein strenggebietendes: „Halt! Richt Euch!“ zu. Und dann stand Rüchel allemal gehorsam still, während auch überhaupt sein ganzes Wesen die edle und unverkennbar feste Spur früheren preußischen Exerzitiums an sich trug. —

Rüchel und Massenbach konnten einander hienieden nun und nimmermehr durchdringen und erfassen. Wenn Einer den Andern in großen Augenblicken sah, mußte Jener wol denken: „wäre des Mannes Begeisterung echt, wie könnte er sie so zu Spiel und Mißdeutung aller Gaffer Preis

geben!" — Dieser dagegen: „wäre des Mannes Begeisterung echt, wie könnte er sie so hergebracht in preußische Förmlichkeit einschließen!" —

Selbst was durch ein allgemeines Gefühl fast alle Preußen vereinigen zu wollen schien: der Heimgang des großen König Friedrich des Zweiten! — es hatte jene zwei äußerlich ungleichartigen Männer nur noch mehr von einander entfert. —

Rüchels tiefstille Trauer mochte dem excentrischen Massenbach als Kälte oder doch als starre Berücksichtigung erscheinen.

Umgekehrt hielt Rüchel wol Massenbachs Lava-Ergüsse für eben nur Kunst-Feuerwerke.

Jeglicher that dem Andern schweres Unrecht.

Jeglicher hat darunter an seinem Theile schwer gelitten.

Es gehört dergleichen zu dem Stücklein Weltgericht, die wir Alle schon hier auf Erden bisweilen mahnend vernehmen; — zu den Don-

nern, welche den großen göttlichen Grundton begleiten:

„Richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet!“

Doch hätte wol eine stillere Zeit — denn die Zeit ist ja eigentlich berufen, eine Versöhnerin geistiger Mißklänge zu werden — vielleicht an einer sanfteren Wendung ihres Wogenbettes dennoch Geister wie Rüchel und Massenbach nach und nach zu einigen vermocht.

Nur nicht in der Nähe des schroff entscheidenden Wogensturzes, welchem die letzten Jahre des achtzehnten Säkulums entgegenflutheten, durfte man dergleichen erhoffen. Es gab da des Ringens von Innen und Außen Allzuplötzliches und Allzuviel.

Gleich in der großen Hauptfrage: „soll sich Preußen der durch die französische Revolution und Buonaparte andringenden Weltumgestaltung anschließen oder entgegenstemmen?“ mußte der altpreußische Rüchel dem weltbürgerlichen Mas-

ſenbach nothwendig unvereinbar entgegenſtehn. Nicht etwa, daß Maſſenbach um des Kosmopolitismus willen gleichgültig gegen den Ruhm und die Macht des preußiſchen Adlers geworden wäre. Vielmehr ſchlug ſein raſches Herz heiß und liebevoll für den König und das ſelbſt erkorne Vaterland. Aber nur durch Anſchließung an das aufſteigende Glücksgeſtirn des neuen Bienenfürſten, meinte er, könne das preußiſche Reich — oder, wie er lieber ſagte: der preußiſche Staat — ſich erhalten und erheben. Ihm erſchien Napoleon unüberwindlich, minder noch wegen ſeiner hohen Feldherrngaben, denn als der Herold und Heros einer neu heraufſteigenden Aera der Welthiſtorie, welchem Zeitſtrom den Weg verdämmen zu wollen, in Maſſenbachs Auge wie ein kindiſch-thorenhaftes Spiel ausſah, den Beginner nothwendig in rettungsloſen Untergang hinabreißend.

Rüchel verkleidete ſich und Solchen, Denen es zu wiſſen noth war, oder gegen die er ſich im vertrauten Geſpräch erſchließen zu dürfen meinte, keinesweges die von Frankreich herandrohende Gefahr. Schlimmeres noch befürchtete er von der wachſenden Verderbniß eines damals

und noch jetzt oft hochgepiesenen Zeitgeistes. Aber eben deshalb erkannte er es für Manneswerk, sich beiden Uebeln rüstig und ohne Säumniß entgegenzustemmen. Sein Ruf gegen Frankreich hin war: Krieg! und seine Widersacher murrten, wie Questenberg im Wallenstein, er thue das, damit der Krieger im Kriege gelte. Rüchel aber galt bekanntlich auch bereits im Frieden, und zwar dergestalt viel, daß ihm in dieser Hinsicht nur kaum noch etwas zu wünschen übrig bleiben mochte. Zudem hat wol Niemand mehr Freude, als Rüchel, an allem heitern Erblühen der Friedenskünste und Friedenswohlthaten gefunden. Wo sich dergleichen entfaltete, griff er gern und fröhlich mit an, und wer ihn je im Kreise seiner liebenswürdigen Familie sah, konnte unmöglich das Bild eines durch Ehrgeiz unruhig gestachelten Kriegdürstenden mit von hinnen nehmen. Zudem fand ein Geist, wie der seinige, allwärts Nahrung und Veranlassung zu rüstig-erquickender Thätigkeit, und die mannigfachen Zweige seines Dienstlebens ließen es ihm auch wahrlich nicht daran ermangeln. Wenn ihn dabei manchmal eine unwillige Laune befiel, war

es nie Unlust an der friedlichen Arbeit, sondern nur der Schmerz, nicht helfen zu können, wo er gern geholfen hätte. Das traf dann wol mitunter auch einen ungehörig, außer der von obenher einmal festgesetzten Form, um Hülfe nachsuchenden Bittsteller. Aber einen herben Brief solcher Art begleitete oftmal ein goldner Inhalt auf Rüchels eigne Kosten. So betrug er sich vorzüglich gegen Invaliden; und auch mehr denn Einem armen Offizierkinde, welchem äußere Hemmungen den Eintritt in die Militair-Erziehungsanstalten verschlossen, spendete deren Chef aus seiner Tasche ein Jahrgehalt. —

Man hat Rüchel beschuldigt, er sey den Künsten der Schmeichelei nicht unzugänglich gewesen. Vermuthlich hat die Beschuldigung Grund. Welch ein sterbliches Wesen, je über das allgemeinere Fluthengeroll des Lebens durch irgend eine Gabe oder ein Verhängniß — und sey es auch nur für einzelne Glanzmomente — emporgehoben, darf sich rühmen, nie von jener giftigen, unter den Blumen mit Blumenfarben lauernden Schlange getäuscht worden zu seyn! Vielmehr sind die edelsten Gemüther am schlimmsten

gefährdet durch dergleichen Trug, weil sie in sich keine Spur so niedriger Künste und also auch keinen äußerlich gründlichen Widerstand gegen dieselben zu finden wissen. Dazu kommt noch eine tiefe Treue in hochgesinnten Seelen, vermöge deren sie so leicht Keinen fallen lassen, der ihnen einmal lieb geworden ist, und also auch ihrerseits ihm vertrauen sollen und müssen. Schmach denn hier, wie allemal, über den Betrüger! Nie aber das leiseste Stäubchen davon über den edlen Betrognen! —

Daß Rüchel nicht etwa im schwächlichen Behagen an glatten Worten den Umgang der Schmeichler suchte, bewies die Erscheinung Solcher, welche er aus freier Wahl zur Dienstleistung und Mitwirkung um sich her versammelte. Nach frischen, frohkräftigen Menschen sehnte sich sein muthiges Herz, und willenstarke, treugewissenhafte Männer begehrte zur Ausführung seiner Entwürfe der rastlos arbeitende Geist. Wahlen dieser Art traf er gern aus der Erinnerung irgend eines erhebenden Momentes herüber, durch anderweitige Zeugnisse wackrer Leute bestätigt, wozu denn auch die Abstammung von

rühmlich

rühmlich bekannten Vätern viel mit beitrug. Er gab viel auf die Fortpflanzung von Familieneigenthümlichkeiten, ja von einem gewissen Einfluß des Blutes, den er in unzähligen Beispielen darzuthun wußte, durch stereotype Fähigkeiten und Neigungen die Charaktere der bekanntesten Familien bezeichnend. Wie er in der Natur überall eine vollkommene Einheit und in ihren Abstufungen eine stete Analogie erblickte, folgerte er aus ihren allgemeinen Materialien stets auf das Besondre. Er nannte diese Grundzüge kurzweg race. — Empfehlungen einer Gattung, welche man durch die fatalen Ausdrücke: Protektionen und Connektionen zu bezeichnen pflegt, galten bei Rüchel gar nichts, oder schlimmer noch, als nichts. —

Wir finden jene Ansichten in der Wahl seiner zwei aufeinander folgenden Inspektions-Adjutanten ausgedrückt und bestätigt.

Den ersten derselben, den damaligen Lieutenant im Infanterie-Regiment Herzog von Braunschweig, Freiherrn v. dem Knesebeck (jetzt General der Infanterie und Generaladjutant des Kö-

nigs) hatte Rüchel während einer kriegerischen Aufstellung am Rhein als einen thätigen und rüstig-einsichtsvollen Kriegsmann bemerkt und im Gedächtniß festbehalten. Der ehrende Ruf, welcher diesen Offizier schon damals begleitete, verbunden mit der Erinnerung, daß sein Vater auf ausgezeichnete Weise im Gefolge des Prinzen Heinrich von Preußen im siebenjährigen Kriege gedient hatte, genügte, um den General ohne Weiteres zu dieser Wahl zu bestimmen. Es entstand ein schönes, für beide Theile jahrelang erfreuliches Verhältniß daraus.

Als endlich Knesebecks weitre Beförderung ihn der Stellung zu seinem General entrückte, war man allgemein gespannt, wen sich Rüchel nun zum Inspektions-Adjutanten wählen möge. Man kann wol denken, daß hin und wieder Anfragen und Wünsche mittelbar laut geworden sind. Rüchel hatte sein Auge auf Jemanden gestellt, der wol gewiß weder Frage noch Wunsch deshalb auch nur in sich selbst aufkommen ließ. Der General nämlich befragte Scharnhorst über die jungen Offiziere der Kriegsschule, und dieser machte ihn unter Andern aufmerksam auf den

Lieutenant von Kleist, damals im Infanterie-Regiment Prinz Wilhelm von Braunschweig. Rüchel, sich erinnernd, wie dessen Vater im Regiment Knobelsdorf, wo er selbst seine Dienstzeit begann, einen schönen Ruf aus dem siebenjährigen Kriege hinterlassen hatte, begann sogleich, Gutes von dem Sohn zu hoffen, und einige prüfende Blicke auf den jungen Mann reichten hin, ihn darin zu bestätigen. Er schrieb an den König, sich jenen davon gar nichts Ahnenden zum Inspektions-Adjutanten erbittend. Dann erst beschied er Kleist zu sich, und eröffnete ihm sein Vorhaben und seine Erwartungen, hinzufügend: „Sie sind ja von guter Art; das hat mich zunächst bestimmt.“ — Um nun zu wissen, welchen Beistand er im Nähern und Einzelnen von dem künftigen Adjutanten erwarten könne, stellte er ein Examen mit ihm an, und empfahl ihm sodann, — vielleicht König Friedrichs an ihn selbst ergangene Mahnung wieder in der Erinnerung heraufrufend, — er möge seine Vorgesetzten einstweilen von dieser Wahl unterrichten. Im Uebrigen bleibe es damit bis zur Allerhöchsten Bewilligung noch Geheimniß. — Kleist that, wie ihm

geheißen war, und obzwar — unbekannt wie — das Gerücht sich verbreitete, der künftige Inspektions-Adjutant stecke unter den zum Adjoint-Examen bereiten Offizieren der Kriegsschule, setzte doch Rüchel nicht den leisesten Zweifel in die Verschwiegenheit des Erkornen, dem er, als nun die königliche Bestätigung eintraf, nur noch die einfache, eben so ermahnende als befeuernde Instruktion gab: „was ich Ihnen künftighin auftrage, werde ich allemal als schon geschehen betrachten." —

Wir finden Kleist von da an stets in den nächsten und innigsten Beziehungen zu seinem Feldherrn, diesem wie durch höhere Fürsorge als ein söhnlicher Geleiter zugesellt für die immer gewaltiger heraufziehenden Entscheidungsgewitter der nächsten Zukunft und deren auf manch ein edles Herz so furchtbar schwer drückende Folgen.

Die nächsten Jahre nach Rüchels angetretener Bestimmung in Potsdam indessen brachten unmittelbar für ihn nur immer noch Günstiges und Erfreuliches von Außen mit. Das Vertrauen des Königs übertrug ihm die Ausarbei-

tung eines Entwurfs zur Pensionnirung der Offiziere, und am 23sten Mai 1799 rückte er zum Generallieutenant vor.

Bei des neunzehnten Jahrhunderts vielbedeutendem Heraufsteigen, manchem ernsteren Geiste feierlich, fühlte auch Rüchels feurige Seele sich von wunderbaren Ahnungen angeregt. Voll der ihm ganz eigenthümlichen Begeisterung schritt er am 1sten Januar 1801 in den Kreis der auf der Parade zusammentretenden Offiziere, zog den Hut, und gab die Parole:

„Friedrich Wilhelm und das Vaterland!"

als Tagesbefehl nur die Worte hinzufügend:

„Die Potsdamer Garnison sey fortan das Muster der Armee, der Stolz des Vaterlandes, das Schrecken seiner Feinde." —

Im Jahre 1802 bekam Rüchel den schwarzen Adler-Orden. Die Art, wie sein König ihn mit der edlen Gabe erfreute, hob seine Seele noch mehr, als die Gabe selbst. Einer jener schönen Augenblicke ging daraus hervor, wo Rüchel vor näheren Freunden der dankbaren Be-

geisterung, ihn für seinen König belebend, in überströmenden Worten mit feuchtlodernden Augen freien Lauf ließ. —

Die Zeit, wo es galt, sich mit That und Blut als einen echten Unterthan zu beweisen, rückte immer näher heran. Doch schien das Jahr 1805 die Anstrengungen der preußischen Kriegsmacht, statt gegen Westen, grade umgekehrt gegen Osten lenken zu wollen. Man hatte alle Ursach zu besorgen, daß ein an der preußischen Gränze sich sammelndes Russenheer ohne Kriegserklärung oder doch mit der Kriegserklärung zugleich in das Königreich einzubrechen bestimmt sey, während man preußischer Seits erst bei den Vorbereitungen für das Zusammenziehen der Truppen stand. Rüchels bekannte und vielfach bewiesene Rüstigkeit in solchen Fällen lenkte sogleich das Auge des Monarchen auf ihn, und so ward er zum Gouverneur von Preußen ernannt mit Uebertragung der dortigen Inspektion und des bisherigen Regiments von Brünneck in Königsberg. Mit gewohnter Schnelligkeit beeilte Rüchel seinen Aufbruch nach dem neu angewiesenen Standpunkte, von König und Königin mit ei-

nem huldvollen Vertrauen entlassen, das ihm erquickend durch die Seele ging. Ehrend und schmerzlich rührend war ihm sein Abschied von der Potsdamer Garnison, wo sich eine allgemeine Trauer über den Verlust ihres Generals aussprach. Mancher fühlte wol nun erst jetzt vollständig, was ihm der ritterliche Feldherr gewesen war, wie es ja der diesseitige Weltlauf überhaupt mit sich zu bringen pflegt, daß erst das schwindende oder schon gänzlich entschwundene Gut in seinem ganzen Licht vor den Augen der Menschen deutlich wird. Bei der ersten aufleuchtenden Erscheinung nur allenfalls giebt es eine ähnlich schöne Periode der Anerkennung, wie uns denn Morgensonne und Abendsonne — die Natur hat überhaupt dergleichen Andeutungen in der Art — ein ähnliches Schauspiel aufführen. Doch immer besser noch: spätverstanden, als gar nicht. Rüchel konnte Potsdam mit der wohlthuenden Ueberzeugung verlassen, ein schönes Andenken in den Herzen der Kriegsleute aller Abstufungen und fürwahr auch manches wackern, theils höhergebildeten, theils echtbürgerlich-einfachen Haushaltes zu hinterlassen.

Freudig eilte der Feldherr seinem großen Beruf entgegen, und zog die in Preußen garnisonirenden Truppen mit ihm gewöhnlicher Schnelligkeit zu Bildung einer Armee bei Drenkfurth zusammen. Die dortige Gegend hatte er voll rascher Besonnenheit zum Versammlungsort erkoren, nur ein kleines Detachement an der Deime zurücklassend, um Königsberg und das nördliche Preußen gegen feindliche Streifereien zu decken. Bei Drenkfurth ordnete er Veranstaltungen zu einer bedeutenden Defensiv-Stellung an, damit sein Gegner meine, er wolle sich ihm dort zur Vertheidigung mit seinem ungleich schwächeren Heerhaufen entgegenstemmen. Er aber hatte einen viel andern Entschluß gefaßt.

Die Grenzstellung der Russen ließ nämlich vermuthen, sie seyen im Vertrauen auf ihre Ueberzahl gesonnen, mit mehreren Colonnen zugleich in Preußen einzudringen. Dann hoffte Rüchel durch rasches Losbrechen die feindlichen Colonnen vereinzelt anzufallen, eben dadurch bei jedem Gefechte selbst überzählig, und so die Invasion durch unterschiedliche Siegeskämpfe vollständig und ruhmvoll zurückzuwerfen.

Spätere mündlich offenherzige Mittheilungen russischer Generale — unter ihnen auch die eines der ersten Feldherrn jener Zeit — haben Rüchel'n die Richtigkeit seiner damaligen Ansicht über jenen Operationsplan bestätigt. Wer den Krieg durch Studium und Erfahrung erkannt hat, weiß, wie unermeßlich viel — im Großen sowol, als im Kleinen, — an einem richtig aufgefaßten Durchblick der Entwürfe des Gegners liegt. Schon der persönlich rüstige Fechter ist ja vorzüglich dann seiner Sache gewiß, wenn er das Auge seines Gegners festzuhalten und mit Blitzesschnelligkeit zu deuten weiß. Pariren und Nachhauen — möchte man wol sagen — kommt dabei wie ein organischer Lebensblitz von selbst.

Rüchel aber sollte für diesmal die kühn vorbereiteten Lorbeern nicht pflücken. Die Mißhelligkeiten mit Rußland wurden ausgeglichen, und er dadurch seiner entscheidenden Stellung als Vorfechter Preußens entnommen.

Ueberhaupt scheint das Leben des Kriegshelden, auf dessen Betrachtung wir uns eingelassen

haben, ganz absonderlich an die uralte Sage zu erinnern, wo ein von streitend-launischen Mächten seltsam begünstigter und gehemmter Erdensohn in der ersten Hälfte seines Lebens allerwärts von Jubel und strahlendem Ruhm, in der zweiten allerwärts von Leiden und hemmender Umdunkelung begleitet wird. Solch ein Stück pflegt wol öfter zu spielen, als es blöderen Augen sichtbar wird. Zum Trost für äußerlich gepreßte Jünglinge stehe indessen hier zugleich die Bemerkung, daß es oftmal auch umgekehrt spielt.

Rüchel, noch in vollkommen rüstigen Mannesjahren, ja im eigentlich für das ernstere Große erst recht gereiften Alter, — er hatte nur eben das Halbjahrhundert seines Lebens zurückgelegt, — war zu einer Machtvollkommenheit gelangt, welche seinem hochstrebenden Geiste herrlich eingreifende Bahnen eröffnen konnte. Doch eben auf dieser höheren Stellung wandte ihm die Gelegenheit für glänzende Thaten nur augenblicklich ihr Stirngelock zu, und wie rasch entschlossen der Held auch darnach greifen mochte, — die Täuschende wandte sich desto schneller wiederum ab, um

anderwärtig denselben Zauberspuk mit ihm zu wiederholen.

Zwar für diesmal empfand Rüchel gewiß keinen Unwillen über seine vereitelten Kampfes- und Siegeshoffnungen. Ließ ja doch das preussische Heer nur von Rußland ab, um sich mit rascher Bewegung, die man eine ungeheure Rechts-umkehrt-Schwenkung nennen könnte, dem Vordringen der französischen Armeen entgegenzustellen. Was hätte Rüchel'n erwünschter seyn mögen, als ein solcher Umschwung der Dinge! Ihm, der immer König und Preußenruhm in seiner Seele voranleuchten ließ, die eigenen ehrliebenden Wünsche nur insoweit hegend, als sie mit jenen leitenden Gestionen zusammenstimmten! Gern stand er bereit, sich gegen den russischen Adler zu messen, wenn dieser seinen Schwung zur Verdunkelung oder gar Bedrückung des preussischen richten sollte. Unerlaßlicher und dringender schien es ihm, gegen Napoleons neuaufgeführten Bienenbau anzuringen, dessen Bedrohlichkeit ihm schon durch die weitverbreitete Bewunderung desselben einleuchtete; mehr noch durch die fast unvermeidliche Nothwendigkeit für den

kecken Bienenvater, seine Schwärme über Berg und Feld auszuführen, zum Honigsammeln oder Honigrauben für den kolossalen Bau. Vorzüglich schwebte dem stets mit den großen Epochen der Weltgeschichte vertrauten Rüchel um diese Zeit das Betragen der römischen sogenannten Republik gegen den König Mithridates vor: wie man Diesen mit Netzen scheinbarer Friedlichkeitsäußerungen zu stets wachsender Sicherheit einschläferte und umspann, bis man auch ihn, den hinlänglich Untergrabenen, den durch eigene Großmuth Verblendeten gegen alles Unedle und Falsche, zuletzt ohne sonderliche Mühe vollends entwurzelte, und bei dem großen Opferscheiterhaufen mehr als eines Welttheiles mit auflodern ließ. —

Voll freudig-hoffender Begeisterung hatte sich Rüchel in Potsdam wieder eingestellt, um dort seines Monarchen nähere Befehle zur Führung des ihm untergebnen, aus Preußen herangeführten Corps zu empfangen, überzeugt, jetzt sey es an der Zeit, den Europa überragenden Zauberriesen wo nicht zu stürzen, doch wenig-

stens zu hemmen in seinem Alles bedrohenden, fürchterlich anschwellenden Gewaltgange.

Eine schöne Begeisterung, eine das größere Jahr Dreizehn vorbedeutende Erhebung und Zuversicht durchzog damals das preußische Volk. Die Zuversicht freilich nahm dabei etwas allzuvielen Boden ein, sich stützend auf König Friedrichs Siege, auf jene rasche Bezwingung Hollands und die im Rheinkriege doch immer noch bei mannigfachen Unfällen behauptete Waffenehre des Heeres. Recht hatte man im Allgemeinen mit solcher Zuversicht, Unrecht aber, wenn man sie auf eine Unmöglichkeit des Geschlagenwerdens steigerte oder vielmehr überspannte. Rüchel empfand die Trefflichkeit der preußischen Armee, und zweifelte nicht am sieghaften Erfolge, wenn man des magischen Kolossus linken Arm erfasse, während der rechte im Handgemenge mit Oestreich und Rußland verwickelt sey. Doch an eine hochmüthige Siegstrunkenheit im Voraus war bei Rüchel auch damals nicht zu denken, wie denn überhaupt dergleichen die rüstige Keckheit all seiner Unternehmungen niemals entstellt und übertrieben hat.

Der Verfasser sah ihn um diese Zeit in Potsdam, er selbst bereit, in die kaum erst verlassenen preußischen Kriegsdienste wieder einzutreten, wenn Rüchel, dieser flammende Heros des annahenden Kampfes, ihm eine Stelle in seinem Gefolge anbiete. Rüchel wollte dem Jünglinge wohl, und sprach Worte, welche diesen wol hätten berechtigen dürfen, um eine Anstellung als Adjutant zu bitten. Ein bestimmtes Anerbieten aber, woran eben dieser seinen Entschluß geknüpft hatte, hielt der General zurück, meinend, — wie er bald darauf einem Vertrauten äußerte, — so bestimmt den 28jährigen jungen Mann aus einem erst vor kurzem geknüpften Familienverhältnisse abzulocken, streite wider sein Gewissen, eben weil er das bestimmte Ja des Befragten auf solch einen Fall voraussehe.

Unter solchen Umständen mag die Schilderung, wie der Held mir damals erschien, wol hier einen Raum finden.

Hoch, herrlich, zuversichtlich stand er da, frisch vom Glanze seiner Glücks- und Ehrentage im Rheinkriege wieder angestrahlt. Ein fröhli-

ches Regen und Bewegen ging durch seine mit Sorgfalt und Liebe erkorne kleine Adjutantenschaar, und doch alles so regelrecht und so taktfest geordnet, Jeder sich in seiner Sphäre genau bewegend, gern untergeordnet dem trefflichen Lenker, mit den Genossen im brüderlichen Verein, froh, auch mit da zu seyn und zu wirken im Ganzen der leuchtenden Erscheinung. Man hätte an Sonne und Planeten denken können. Auf Rüchels Stirn lag die Heldenruhe des Mannes, der die lang' ersehnte Wendung seiner Lebensbahn vor sich aufgehn sieht, wo ihm als Dioskurenpaar Sieg oder Tod — vielleicht auch Sieg und Tod! — entgegenflammt. Nicht auf Aeußerlichkeiten hatte sein Hoffen den Hauptanker geworfen.. Aber die Gerechtigkeit, welche seinem Monarchen das Schwert in die Hand gedrängt hatte, mußte auch für den königlichen Verfechter des alten Europa den Lorbeerkranz bereit halten. So erschien vor Rüchels Augen ein prophetisches Bild der Zukunft, und die Weissagung hat ihn nicht getrogen; nur daß um etwa ein Jahrzehend fern hinauslag, was er meinte, mit der tapfern Hand binnen wenigen Monden

ergreifen zu helfen. Und diese tapfere Hand sollte dann nicht mehr mit anfassen dürfen! — Aber die Schmerzen einer solchen Zukunft hatten noch nicht das Recht, mit einzutreten in die rüstig-freudige Gegenwart des Jahres 1805. Damals auch noch nicht als Ahnungsschatten einmal! —

Freilich, da nun Rüchel mit seinem Corps nach Gotha gerückt war, und dort immer und immer stehn bleiben mußte, während der Kampf Napoleons wider Oestreich und Rußland in den verderblichsten Flammen aufloderte, und ein französisches Armeecorps bereits das preußisch-anspachsche Gebiet durch gewaltsamen Durchzug verletzt hatte, — da verfinsterte sich die Zukunft vor Rüchels Blicken. Hoffend eine Zeitlang noch, das Entladen der heilbringenden Wetterwolke zu beschleunigen, bestürmte er den König mit Vorstellungen, das Günstige des vorliegenden Augenblicks, das Bedrohliche des nächstfolgenden und die edle Kampfeslust des Heeres lebhaft nach seiner kühnen Weise schildernd. Gegen nähere Freunde pflegte er wol zu äußern, das zuverlässigste Mittel, dem drohenden Koloß

Frankreichs

Frankreichs Halt zu gebieten, sey ein Rückenangriff gegen Napoleon, während Oestreich und Rußland ihn bei der Stirn faßten. Mit Zuversicht hoffte Rüchel, durch diesen Schlag die Kraft Napoleons auf Einmal zu brechen. „Die sogenannte National-Eifersucht zwischen Oestreich und Preußen" — sprach er schon damals — „muß jetzt schweigen, oder besser ganz aufhören. Deutschland hat nur Einen und zwar gemeinsamen Feind, und der ist Napoleon. Greifen wir ihn vereint an, so wird ganz Deutschland empfinden, wie nur festes Zusammenhalten es retten kann, und sich zu Preußens und Oestreichs Fahnen gesellen." — Vielleicht jedoch eben durch die Heftigkeit, womit Rüchel höchsten Ortes seine Ansichten vortrug, hat er seines echtdeutschen, in einer andren Periode durch Andre schön erfüllten, Zweckes verfehlt, wie er sich es späterhin selbst vorgeworfen zu haben scheint. Schwerlich aber hätte wol überhaupt kaum irgend ein Einfluß im Kriegs- oder Friedensrathe dem des ehrwürdigen Herzogs von Braunschweig, vom Kranze so vieler verdienten Ruhmeszweige leuchtend, die Wage gehalten, und dieser edle Hel-

dengreis war in der Müdigkeit des höher hinaufsteigenden Alters, wie kühn auch ihm persönlich das tapfere Herz noch schlug, weit mehr dem Frieden geneigt, als dem Kriege. Dazu galten Napoleons Blendungskünste dem reinen Gewissen des Königs, mit welchem er jetzt zu schaffen bekam, für echte Friedenslichter. Die Schlacht von Austerlitz ward geschlagen, und Preußens Ruhe scheinbar erhalten. Rüchel bekam den Befehl, sein Corps wieder zurückzuführen. Trüb und wehevoll war sein Gehorchen. Ein Gespräch mit einem damals vielgeltenden Minister regte ihn dergestalt auf, daß er eines raschen Aderlasses bedurfte, um seine innre Zornes- und Schmerzensgluth zu lindern. Nach seiner Ueberzeugung war der günstige Augenblick zum heitern Siegsgewinn verstrichen, und nur der wahrscheinlich nahe für tragisch-ehrenvolles Untergehen dafür eingetauscht.

Schmerzlich stieg ihm das Jahr 1806 herauf. Er sprach damals zu einem Freunde: „zum letztenmal hat der schwarze Adler seine Flügel über uns geschwungen und uns zu Thaten gemahnt. Diese Gelegenheit wird nie wieder kommen." —

Die politischen Ereignisse hielten seitdem verletzend seinen Blick auf sich gebannt, wie ein Drachennest den Blick des verzauberten Wanderers, der, ohne Freiheit zu einer errettenden Bewegung, in jedem Auf- und Niederringeln der Ungeheuer das unvermeidlich näherdrohende Verderben sieht.

Endlich schien es dem umspinnend lauernden Gegner Ernst mit dem Losbrechen zu werden.

Rüchel befand sich auf seinem Gute Haselei in Pommern, als ihn am 11ten August ein königlicher Befehl durch Estafette eiligst nach Charlottenburg berief. Dort vernahm er, Marquis Luchesini, der damalige preußische Gesandte in Paris, berichte, daß sich ein unerwartetes Kriegsgewitter über das Königreich zusammenziehe, von dessen Provinzen Napoleon einen Theil als Arrondissement für das Großherzogthum Berg abzureißen entschlossen sey. Rüchel sah die Unvermeidlichkeit des Kampfes eben so klar ein, als dessen nun wahrscheinlich trüben Ausgang. Vereinzelt, von allen frühern Bundesfreunden unter den größeren Mächten losgerissen, sollte jetzt

Preußen den Anfall der ungeheuern Uebermacht bestehen! Zudem hatte die Kriegslust des vorigen Jahres sich durch langes Harren in Volk und Heer zu einem Ueberreiz erhöhet, welcher Schwindel, Ungehorsam und eitlen Unüberwindlichkeitswahn aussäete, und zum Theil schon ins Keimen und Giftblühen brachte. Jedes Mißgeschick mußte nach den zu hochgespannten Erwartungen die Seelen der Mehrzahl gänzlich betäuben und versteinen, während auch der glänzendste Erfolg bei denselbigen Menschen eben nur ein wohlgefällig-weises Beifallnicken hervorgebracht hätte, etwa von den Worten begleitet: „nun ja, das wußte ich im Voraus! Eben so ja mußte es kommen!" — Manch Einer mag, wenn er sich der Vergangenheit klar und partheilos bewußt blieb, hier sein eigenes Gedankenbild wieder erkennen. Wenigstens der Verfasser dieses Buches spricht, wie Paul Flemming einst sein Straf-Sonnet an die Deutschen schloß:

„Ich sag's auch mir zum Hohne!" —

Rüchels Anblick indessen mochte dergleichen siegvertrauende Leute nicht in ihrem schönen Ge-

träume stören. Jetzt, wie im vorigen Jahre, flammte des feindanziehenden Feldherrn Blick von edler Begeisterung, aber die Flamme galt diesmal nur der Hoffnung auf rühmlichen Tod! Einem vertrauten Freunde äußerte er, der König könne jetzt nicht wol anders handeln, und so habe er es von ihm erwartet, denn so sey es der Ehre eines Zollern gemäß. Doch nur allzubestimmt seye nun der Ausgang des Kampfes, und er selbst ziehe in der Erwartung hin, ihn, so Gott wolle, nicht zu überleben. —

Am 15ten August reis'te Rüchel nach Hannover ab, dort den Befehl der Truppen übernehmend, welche unter dem damaligen Staatsminister und Titulargeneral Grafen von Schulenburg-Kehnert jenes Kurfürstenthum besetzt hielten. Rüchel war auf das Oberkommando des regierenden Herzogs von Braunschweig angewiesen, und begab sich unterschiedlichemal nach dessen Residenz, um von ihm über die Allgemeinstellung des preußischen Reiches und die ihm selbst besonders zugetheilte Aufgabe für einen so räthselhaften Augenblick das nöthige Licht zu gewinnen.

In diesen wichtigen Gesprächen handelte es sich zuvörderst von der Frage, welcher äußersten Anspannung das Königreich im Nothfalle fähig sey. Vor Jahren schon hatte Rüchel den Gedanken einer Reserve-Landmiliz aufgestellt, und drang jetzt wiederum auf deren schleunige Organisirung.

Auch das sollte eine spätere, glorreichere Zeit ins Leben rufen; aber auch das ohne ihn.

Von einem nordischen Staatenbunde ward verhandelt, welcher das wechselseitige Vertrauen durch die Sendungen allgemein geachteter Männer wieder beleben möge, und von dem Drange des Eile gebietenden Augenblicks dabei. Doch eben dieser Drang hatte sich wol bereits allzuungestüm gesteigert, um zu Erbauung neuer Fluthendämme noch Zeit übrig zu lassen.

Auf solche Anschauungen ging der Herzog mit aller Lebhaftigkeit seines reichen Geistes ein.

Von Rüchels Vorschlag und Wunsch aber, man solle bald möglichst ihm und seinem erprüften Waffenbruder Blücher den Auftrag geben,

in die rheinbündnerischen Lande einzufallen, einstweilen durch Sachsen und Hessen unterstützt, bis die Hauptarmee mit schnellen Märschen nachrücke und somit die kühnbesonnene Offensive begründe und fortsetze, — davon wollte der Oberfeldherr nichts hören. Vielleicht war die Sache für diesen Augenblick wegen der fortdauernden diplomatischen Unterhandlungen noch nicht ausführbar. Doch festgehalten zu werden für den Ausbruch der Feindlichkeiten hätte der energische Gedanke wol verdient. Vielleicht dann wäre das preußische Heer, statt wie späterhin überrascht, überraschend in die Schranken des Kampfes auf Tod und Leben eingeschritten.

Doch hatten jene Erwägungen das Auge des Herzogs ernstlicher fragend auf die für jeden Fall jetzt hochwichtige Stellung und Gesinnung des Kurfürsten von Hessen gelenkt. Wessen man sich zu diesem Herrn zu versehen habe, sollte Rüchel deutlicher ermitteln, welcher noch von dem Rheinkriege her als damaliger Anführer der tapfern Hessen in ihres Landesfürsten besondrer Achtung stand. Des Herzogs Befehl zu dieser Fahrt empfangend, schickte Rüchel erst den Major

und Quartiermeister von Knesebeck, seinen ehemaligen Adjutanten, nach Kassel voraus, die Absichten des Regenten und seiner Räthe vorläufig zu prüfen, und folgte ihm am 22sten August nach, in Begleitung des mit besondrer Ueberlegung hierzu gewählten damaligen Obristen von Scharnhorst. Sein Empfang war höchst ehrenvoll, und obgleich der Vorausgesandte nicht sonderlich erbaut war, meinte doch Rüchel, Entscheidenderes von dieser Seite hoffen zu dürfen, als nachher in Erfüllung trat. Freudig bei seiner Rückkehr vom Oberfeldherrn begrüßt, vertheilte er nun sein Corps im Hannöverschen, und bemühte sich, die gesunkene Stimmung der gewaltsam von England losgerissenen Einwohner durch Erwägung des großen Allgemeinkampfes gegen Napoleons Weltherrschaft für die annahenden ernsten Tage zu erheben. Zugleich versah er die Festungen Hameln und Nienburg nach Kräften mit Truppen, Geschütz, Munition, Lebensmitteln und allem Nöthigen sonst, dem Kommandanten die hartnäckigste Vertheidigung für den Nothfall anempfehlend. Um bei den noch immer nicht ganz gehobnen Mißverständnissen mit Schweden

einem etwanigen, in diesem Augenblick sehr stöh=renden Ausbruche von Feindlichkeiten zuvorzu=kommen, zog er den zu Ratzeburg kommandiren=den Obristen von Beeren lieber aus dieser Schwe=dennähe fort und mehr an sich heran.

Eine weit bedenklichere Nähe jedoch schien vermöge der wachsenden französischen Kriegs=rüstungen die hannöverschen Lande zu bedrohen. Rüchel bat um Verstärkung. Auch ward darauf der Herzog von Braunschweig=Oels vom Kalk=reuthschen Corps mit einer Anzahl Truppen zu ihm bestimmt, später aber zu der königlichen Hauptarmee gezogen, und daselbst zur Avantgarde unter dem Herzog von Weimar mit befehligt.

Rüchel streckte indessen seine Fühlhörner so weit aus, als es die bedenkliche Lage der Dinge vergönnte, und zugleich gebietend erheischte.

Den Rittmeister von Eisenhart sandte er als Kurier an die sächsischen Herzoge von Hildburg=hausen, Koburg und Meinungen in das Werra=Thal nach Thüringen ab, um so auf möglichst unverfängliche Weise Nachrichten von den Be=

wegungen des noch halb freundlich thuenden Feindes zu erhalten. Im gleichen Sinne schickte er den Rittmeister und Brigademajor von Bechtolsheim *) nach Gotha und Eisenach. Beide Offiziere leisteten auf ihren ziemlich dornigen Posten nach Rüchels ausdrücklicher Erklärung, was der Feldherr nur irgend erwarten konnte. Zugleich schickte dieser dem mit seinem Grenadierbataillon in Mühlhausen aufgestellten Major von Kraft einige Kavallerie zu, um möglichst

---

*) Es ist das derselbe nun verewigte Herr von Bechtolsheim, welchen Göthe in seiner Lebensgeschichte als den Standartenjunker bezeichnet, der im Kanonenfeuer bei Valmy ihm durch seine kindlich-ritterliche Entschlossenheit so angenehm auffiel. Als der Verfasser in der Schilderung seinen ehemaligen Waffenbruder erkannte, entquollen ihm folgende Reime:

„Der Knab', entfaltend hier den ersten Ritterkeim,
Er war Emil genannt, Freiherr von Bechtolsheim,
Und hat nachher im Spiel mit Schwerdtern und mit Rossen,
Als kühner Rittersmann, recht freudig sich erschlossen.
Dann rief Gott früh ihn ab. Im heiterstillen Weh'
Schrieb ihm zum Denkmal dies sein Herzensfreund Fouqué.“

schnell zu erfahren, was in Hessen, im Harz und am Mainstrom sich ereigne.

Die französischen Marschälle in Franken bewegten ihre Truppen in den Quartieren, und diese Vorboten eines Marsches veranlaßten den preußischen Oberfeldherrn, den General Rüchel mit seinem Corps einstweilen nach Göttingen vorzuschieben, wobei aber eine Garnison in Hannover unter Befehl des Generalmajor von Bila zurückblieb. Rüchels Lieblingsgedanke in dieser ganzen schwerwiegenden Zeit der Erwartung war eigentlich, den Kaiser Napoleon, wenn er nun doch einmal seine zum Theil schon gelingende Umgehung verfolge, vorrücken zu lassen, und dagegen durch einen schnellen Rechtsabmarsch in Holland einzudringen. So mochte der Feind, welcher seinen Gegner in Deutschland suchte, ihn plötzlich nah am eigenen Herzen spüren. Es war ein Gedanke, wie der des Scipio, in Afrika Rom zu retten. Ob ihn aber Rüchel jemals dem Oberfeldherrn ausgesprochen hat, ist ungewiß.

Am 12ten Septbr. zog das Corps bis Göttingen, während Rüchel die Hauptstärke des

Blücherschen Corps in Westphahlen mehr links nach Hessen vorrücken ließ. In Münster blieben nur wenige Truppen zur Beobachtung stehen.

Somit befanden sich die Hessen zwischen Rüchel und Blücher, welches am Kasseler Hofe einige Beunruhigung erweckte, eben nicht geeignet, Rüchels mehr und mehr sich regendes Mißtrauen in die politische Aufrichtigkeit des Kurfürsten zu stillen. Um der Sache besser auf den Grund zu kommen, sendete Rüchel — obgleich nicht eigens dazu beauftragt — dem Kürfürsten als preußischem Feldmarschall die Rapporte seines unterhabenden Corps, wodurch er sich in unmittelbarer Berührung zu dem hessischen Landesherrn erhielt. Dieser jedoch, so oft Rüchel preussische Truppen in seine Gränze verlegen wollte, lehnte die Einquartierung ab. Griff Rüchel damit durch, so wurden seine Maßregeln geduldet, aber niemals gebilligt. Kurz, es sah aus, als denke man dorten mehr darauf, eine gefahrlose Neutralität zu erwerben, denn in rüstig-kriegerischer Einigung mit Preußen die Waffen zu erheben.

Nach wenigen Tagen erhielt Rüchel den Befehl, nach Mühlhausen vorzurücken, und führte ihn am 18ten Septbr. aus, indem er den General von Winning mit seiner Avantgarde nach Eisenach vorschob, wohin er im Fall eines Angriffes dem Feinde selbst entgegenzurücken gedachte, und einstweilen durch leichte Detachements rechts und links den Zusammenhang mit den Hessen und mit der sich bei Naumburg sammelnden Armee des Königs zu erhalten bemüht war.

Die vom Feinde eingehenden Nachrichten bestätigten immer mehr die Vermuthung, Napoleon werde auch diesmal gegen das Centrum einen Entscheidungsschlag versuchen. Rüchel zog deshalb den General Blücher über die Weser zurück und bis Göttingen an sich heran, während auf dem rechten Flügel der Hessen nur noch ein Detachement unter dem General von Haaken stehn blieb. Hatte seine Zwischenstellung inmitten Rüchels und Blüchers dem Kurfürsten von Hessen mißfallen, so gefiel es ihm doch nun weniger noch, seinen rechten Flügel so schwach angelehnt zu sehen. Das Unbequeme des Zeitmomentes drückte ihn überhaupt. Es konnte — außer der

wol von keiner Parthei her zu hoffenden Neutralitäts-Anerkennung — jetzt eigentlich nichts ihm Genügendes geschehn, und so beklagte er sich höheren Ortes heimlich über Rüchels veränderte Heeresstellung, dem schwer und ahnungstrüb Erkrankten ähnlich, welchem jede bloß denkbare Abänderung wünschenswerth, keine wirklich erfolgte befriedigend vorkommt.

Mittlerweile kam die Hauptarmee bei Erfurth an, und man beschloß einen Angriff durch den Thüringer Wald. Rüchel sollte sein damals noch ziemlich starkes Armeecorps, miteinbegriffen das Blüchersche, gegen den Main vorführen, auf diese Weise den rechten Flügel des königlichen Heeres deckend, den linken des französischen bedrohend. Dabei mußte natürlich sehr viel auf die Theilnahme Hessens ankommen. Es galt, 20,000 Mann trefflicher Truppen zur Offensive, für die Defensive durch 20,000 Mann wohlorganisirter Landmiliz unterstützt, gegen einen sehr überzähligen Feind auf preußischer Seite zu erhalten. Zu solchem Entzwecke wagte Rüchel, dessen ernstliche Sorge wegen des Kurfürsten politischer Gesinnung zunahm, einen kecken Schritt,

um diesen Regenten rasch und unwiderruflich in die Sache Preußens einzuflechten, überzeugt, auch einer solchen Verantwortlichkeit Gefahr müsse ein Feldherr in dringenden Fällen auf sich laden. Stehe es ja nachher noch immer bei seinem Monarchen, das Geschehene durch formelle oder strenge Mißbilligung wieder zu vernichten! — In diesem Sinne gebot Rüchel dem General Blücher, augenblicklich von Göttingen aufzubrechen, und sein Corps, ohne Rücksicht auf mögliche Folgen, mit klingendem Spiel durch die Residenz Kassel zu führen, welches er erst unmittelbar vor dem Thore dem Kurfürsten nach schuldiger Höflichkeit zu melden habe. Alsdann solle er einige Meilen jenseits bis auf weitern Befehl Kantonnirungen beziehen.

Es geschah.

Doch bald darauf erschien bei Rüchel als Kurier der kurfürstliche General-Quartiermeister-Lieutenant von Ochs, eine Kabinetsordre des Königs überbringend, vermöge deren Rüchel sogleich das Blüchersche Corps wieder aus Kur-Hessen zurückbeordern mußte.

Inzwischen ward Fürst Hohenlohe näher an die Hauptarmee herangezogen, die Avantgarde unter dem Herzog von Weimar durch den Thüringer Wald vorgeschickt, und Rüchel befehligt, die Generale von Winning und von Plötz in starken Märschen gegen den Main vorrücken zu lassen.

Durchdrungen von diesem wichtigen, auf jeden Fall so unaussprechlich viel für die nächste — vielleicht auch die fernste — Zukunft Preußens, Deutschlands, ja Europa's entscheidenden Momente, fühlte sich Rüchel getrieben, ein ehrerbietiges aber dringendes Schreiben an den Kurfürsten von Hessen, fußend auf dessen ehemaliges Vertrauen für ihn, zu erlassen. Er that ihm darin den Vorschlag, mit einer Heeresabtheilung den Marschall Augerau, zwischen Wisbaden und Frankfurth schwach auf langer Linie aufgestellt, anzugreifen, mit seiner Hauptmacht aber der Kolonne des Kaiser Napoleon in den Rücken zu fallen, und so durch rüstigen Entschluß ein Sklavenjoch von Deutschland abwenden und sich den Besitz seines Landes retten und sichern zu helfen. — Die Antwort darauf

kam

kam Rüchel'n erst bei Königsberg in Preußen zu; durch welche Verzögerung, ist unbekannt. —

Napoleon drang rascher vorwärts. Rüchel erhielt Befehl, in Eilmärschen zuerst nach Eisenach, darauf aber über Gotha nach Erfurth zu rücken, indem die Hauptarmee aus ihrer ersten Vorbewegung sich weiter zurück bei Weimar aufstellen werde.

Während Rüchel die gebotne Bewegung ausführte, waren die Feindlichkeiten losgebrochen und Prinz Ludwig Ferdinand bei Saalfeld in sein Heldenblut gefallen. Rüchel, bei Erfurth angelangt, begegnete dort einem sich zurückziehenden preußischen Infanterie-Regiment und einem Bataillon Sachsen vom Corps des Prinzen, sehr zusammengeschossen, und dazu in einer Verwirrung, die Rüchels Herz empörte. Er ließ diese Truppen vor Erfurth aufmarschiren, während immer noch einzelne Nachzügler hinterdrein (wie Rüchel in seinem ihm abgeforderten pflichtmäßigen Bericht mit altpreußischem Ingrimm und Ausdruck sagt: gezoddelt) kamen. Der General bezeigte dem Kommandeur seine Unzu-

friedenheit, hinzufügend, dergleichen dürfe nie bei einer tüchtigen Linien-Infanterie vorfallen. Auf die entschuldigende Gegenrede, es würden noch mehr zersprengte Truppen nachkommen, fragte Rüchel bloß: „hat Kavallerie in sie eingehauen?" — „Nein!" — „Wohlan, so hätten Sie als entschlossener Kommandeur dem Ersten, der sich von seiner Fahne entfernte, eine Pistolenkugel durch den Kopf jagen sollen, zum abschreckenden Beispiel für Seinesgleichen." — Darauf gab Rüchel diesen Truppen, die ohne Lebensmittel und Bagage waren, einstweilen in und bei Erfurth Quartiere, bis der Fürst von Hohenlohe, zu dessen Corps sie gehörten, anderweitig über sie verfüge.

Vermuthlich war es eine so trübe Erfahrung zum Theil mit, welche in diesen Tagen einen Parolebefehl Rüchels veranlaßte, des wesentlichen Inhaltes:

„Wenn etwa Unschicklichkeiten vorfallen sollten, die der Feind zu Rückenangriffen gegen die Infanterie benutzen möchte, so hat das weiter nichts zu bedeuten, indem alsdann

nur das dritte Glied Kehrt zu machen und den Anfall auf diese Art abzuweisen braucht."

Man hat dies als eine vornehme Ueberschätzung unsrer taktischen Gewalt sehr tadeln wollen, und eben von einem solchen Tadler habe ich die erste Nachricht davon empfangen. Mich hat es erfreut. Ueberhaupt ist der Gedanke an sich so echt altpreußisch, und dann war es ja auch eben nur unsere taktische Ueberlegenheit, unterstützt durch kaltes Blut und heißen Muth, womit wir hoffen durften, den kriegsgeübten, zahlüberlegenen, von einem strategischen Meister angeführten Feind aus dem Felde zu schlagen. An Kunststücken oder auch Kunstwerken oberwähnter Art wider uns konnte es nun einmal nicht fehlen. Dawider gab es nichts Bessres zu thun, als die Sache im Voraus in die Reihe der eben nicht unerhörten Möglichkeiten hinstellen, zugleich Taktik und ruhige Besonnenheit in ihrem glänzendsten Lichte zeigend und anempfehlend, wie denn wirklich an diesen Gewalten schon manche klugthuende, ja kluge und sogar in sich weise Berechnungen gescheitert sind.

Für den Augenblick sahe Rüchel, theils durch den Rückzug des von Saalfeld fortgedrängten Corps, theils durch die Zusammenziehung des Hauptheeres bei Weimar, sein Terrain sehr entblößt. Wir wissen, daß er die Corps unter Winning und Plötz gleich Anfangs auf höheren Befehl entsenden mußte, wie auch, daß er genöthigt war, Garnisonen in Hannover, Nienburg und Hameln zurückzulassen. Jetzt forderte man ihm noch alle 10 Husaren-Schwadronen des tapfern Regiments Blücher ab, und auch dessen heldenmüthiger, dem Feldherrn so waffenbrüderlich-erprüfter Chef ward von ihm gerufen; — ein Verlust, welcher weit höher noch, als die Entbehrung von 10 muthigen Schwadronen anzuschlagen war, und den auch Rüchel schon damals so empfand. Sein Armeecorps stand jetzt eigentlich von Erfurth bis an den Main und von da mit einer Flankenbiegung rückwärts über Hannover bis Bremerlöhe aufgestellt, vor dieser Flanke die nach Münster und Paderborn entsendeten Truppen unter den Generalen von Le Cocq und von Haken.

Während der General sich bestrebte, bei Er-

furth eine nach Kräften taugliche Vorpostenkette für die Schaaren unter seinem unmittelbaren Kommando anzuordnen, erhielt er Befehl, der Hauptarmee näher, in einer von ihm selbst zu bestimmenden Position zwischen Erfurth und Weimar, konzentrirte Kantonnirungen zu beziehen. Voll der Ueberzeugung, man müsse Festungen in Feindesnähe entweder schleifen oder besetzt halten, ließ Rüchel für die Vertheidigung von Erfurth, dem Petersberg und der Cyriaksburg das Infanterie-Regiment Kurfürst von Hessen zurück. Dies war die einzige Entsendung, die er ohne ausdrücklich höheren Befehl unternommen hatte, und sie schien in Betracht der Wichtigkeit dieses Punktes unerlaßlich. Im Ganzen aber behielt er nun von seinem ursprüglich an 50,000 Mann starken Armeecorps nur noch etwa 12,000 unter seiner unmittelbaren Anführung. —

Kaum hatte Rüchel seine Truppen in der von ihm erkorenen Stellung bei Bechstädt die befohlnen engen Kantonnirungen beziehen lassen, so ward er nach Weimar berufen. Er übergab einstweilen das Kommando dem Generallieutenant

von Larisch, und ließ zu dessen Unterstützung seinen längst erprobten und vertrauten Adjutanten, Major von Brixen, zurück, denselben, welchen wir schon als Hauptmann im Rheinkriege bei mancher Ehrenthat und rüstigen Anordnung kennen lernten. Rüchel hatte sich diesen altbefreundeten Gefährten schon im Jahre 1805 wieder für sein Gefolge erlesen.

Als der General am 13ten Octbr. kurz vor Mittag in Weimar ankam, fand er vor dem Thore die Offiziere des Regiments Garde, welche sich versammelt hatten, ihren ehemaligen Chef zu begrüßen. Während er mit ihnen heiter waffenbrüderliche Worte wechselte, fragten ihn Einige, ob es denn wahr seyn könne, wie ein Gerücht gehe, daß die Magazine bei Naumburg vom Feinde genommen seyen. Rüchel verneinte es mit einer heftigen Betheuerung, indem es ihm selbst unmöglich schien, und beruhigte dadurch die besorgteren Gemüther.

Alles übrigens zeigte sich dort in rascher Bewegung, denn der Abmarsch der königlichen Armee war in der Richtung auf Naumburg für

den Nachmittag bestimmt, um sich des Saal-Ueberganges und der Verbindung mit der Elbe zu versichern. Fürst Hohenlohe stand in der Gegend von Jena.

Rüchel empfing vom Herzog von Braunschweig folgende Befehle:

Er solle sein Corps auf den Höhen bei Weimar, jetzt durch den Abzug der Armee des Königs entblößt, aufstellen, und die Stadt mitbesetzen, zugleich eine Verbindung mit dem durch den Thüringer Wald vorgeschobenen Herzog von Weimar zu eröffnen trachten. Diesem Fürsten war bereits der Befehl zugesandt, sich in Eilmärschen auf seine Hauptstadt zurückzuziehn, und Rüchel sollte ihn dort im Fall der Noth aufnehmen und unterstützen; — „es sey denn," — äußerte der Herzog von Braunschweig ausdrücklich gegen Rüchel, — „daß sie von Sr. Majestät dem Könige oder von mir selbst anderweitige Verhaltungsbefehle empfingen."

Auch könne es sich zutragen, daß der General dem Fürsten Hohenlohe zu Hülfe rücken müsse. —

Man könnte sagen, es sey die Aufgabe einer Allerweltsreserve gewesen.

Rüchel schickte sogleich seinem Corps den Befehl zum Abmarsch, wobei er dem Major von Brixen das Geschäft des leitenden Generalstabs-Offiziers übertrug, denn der Obrist von Scharnhorst sowol als der Major von Knesebeck waren in das Hauptquartier der großen Armee abgerufen worden. Die Truppen konnten erst in der Nacht eintreffen, und so ging denn Rüchels Befehl dahin, die Infanterie zum Bivouaq in einem großen Thiergarten unfern Weimar, der Weddig genannt, zu führen, und dessen Waldsaum in Form eines offenen Quarree's zu besetzen. Die Kavallerie solle theils in der Nähe bivouaquiren, theils aber auch in einige unfern befindliche Dörfer verlegt werden. Mit zwei Bataillonen solle man die Stadt Weimar besetzen, und eine Vorpostenkette zwischen dort und Jena ziehen. Zugleich benachrichtigte der General den bei Jena stehenden Fürsten Hohenlohe von seiner Nachbarschaft und seiner Bereitwilligkeit, ihn nach Kräften zu unterstützen. Der jetzt veränderten Stellung gemäß hatte Rüchel

die Stationen seines Hauptlazareths und Fuhrwesens gegen die nach dem Harz laufende Chaussee dirigirt, und das Gepäck unter erforderlicher Bedeckung nach Schloß Wippach gesendet. Für die im Bivouaq erwarteten Truppen hielt man Brodt, Fourage, Branntwein, und was es sonst an Lebensmitteln gab, zur Austheilung fertig.

Vernehmend, daß die Königin nebst ihrem Gefolge in Weimar angekommen sey, und erwägend, welcher Beunruhigung die erhabene Frau hier ausgesetzt bleibe, verfügte sich Rüchel nach der Stadt, hinterlassend, wo er zu finden sey, und Befehl ertheilend, daß ihm all' und jedes Neue ohne Verzug gemeldet werde.

Er bat um eine Audienz bei der Königin, und huldreich vorgelassen, ersuchte er sie inständigst, sich hier nicht einer Besorgniß auszusetzen, welche unter diesen Umständen keine menschliche Vorsichtsmaßregel vollständig abzuwenden vermöge. Die Königin willigte darein, gleich in der nächsten Frühe abzureisen, und Rüchel, die bei sich habende Karte hervorziehend, entwarf die Richtung der Fahrt sammt deren Ruhepunkten

über Mühlhausen, die Chaussee von Soesen entlang, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin. Diese auf dem herzoglichen Schlosse zu Weimar gehaltne Berathung gab nachher den Napoleonischen Skribenten, wol auch dem ungroßmüthigerbitterten Napoleon selbst, Veranlassung zu der Fabel, die klare, nie aus ihrem Gleise tretende Fürstin habe, im Verein mit Rüchel, den Plan zu den Kriegs-Operationen entworfen.

Ahnungsvoll scheute Napoleon diese erhabne Frauengestalt, auch aus höhern Sphären herüber noch Jahre nachher ihres königlichen Gemahles Krieger mit zwiefach schöner Begeisterung für Sieg und Tod entzündend *). —

*) Als im Jahre 1813 der Glaube an alles Hohe und Schöne aus den Nebeln des Unheildruckes wieder erwachte, verbreitete sich — Gott weiß wie — unter den Kriegern die holde Sage, Königin Luise lebe. Ihr Tod sey nur eine Täuschung gewesen, wofür ein wunderlich-phantastisches Mährchen den Grund angab. Wer hätte Dem zu widersprechen vermocht? Es lag ja so tief und lebendig in der Sehnsucht eines liebenden Volkes, das, wenn doch alles Gute und Schöne wiedererwachen sollte, auch seine gute, schöne Königin Luise wiederhaben wollte.

Es mochte etwa 11 Uhr am Vorabend jenes furchtbaren 14ten Octbr. 1806 seyn, als Rüchel noch im Gespräch mit der Königin und ihrer Oberhofmeisterin Gräfin Voß über die morgende Reise verwickelt war, indem er durch die offene Thür des Vorzimmers einen Offizier bemerkte, welcher ihm die Meldung vom Einrücken der

---

Keinem, auch nicht dem frommsten Wahne je fröhnend, aber fühlend, die verewigte Königin bete für ihre Preußen an Gottes Thron, sang damals der Verfasser dieses Buches folgendes Lied:

„Zwei Sterne, die strahlen am Himmel,
Dem sterblichen Auge zwar nicht;
Doch künden durch's Kriegesgewimmel
Den Seelen sie göttliches Licht.
Einst saht Ihr auf Erden sie leuchten
Im milden, im freundlichen Blau;
Doch leider auch oft sie befeuchten
Vom Kummer der herrlichsten Frau!
Wer schwur da nicht glühend im Herzen:
Läßt Gott mir die Klinge zur Hand,
So räch' ich, so lös' ich die Schmerzen
So rett' ich das heimische Land!
Ihr Brüder, die Stund' ist gekommen.
Nun grabet dem Elend ein Grab.
Uns winken, unsterblich entglommen,
Die seligen Lichter herab.
Was nicht Euch auf Erden mehr funkelt,
Es funkelt im himmlischen Saal.
Wen rühmlich das Sterben umdunkelt,
Der naht sich dem seligen Strahl." —

Truppen in den Bivouaq zu bringen hatte. Der General, Kopf und Herz von den mannigfachsten Bildern, Entwürfen und Empfindungen erfüllt, beeilte sich nach Möglichkeit, die Unterhaltung abzukürzen, und empfing seinen Offizier. Dies war der damalige Lieutenant v. Pfuel vom Infanterie-Regiment Putkammer, zur Dienstleistung in den Generalstab als Adjoint kommandirt *). Nach gemachtem Rapport beauftragte ihn Rüchel sogleich, zum Herzog von Braunschweig nach Auerstädt zu reiten, und möglichst genaue Befehle zu holen, wie er sich bei mannigfach ihm angedeuteten Pflichten verhalten solle, wenn Fürst Hohenlohe mit Uebermacht angegriffen würde, welches dem General aus mehreren eingegangenen Berichten wahrscheinlich vorkomme, und ob er dann alsbald diesen zurücken oder vielmehr dem königlichen Corps Unterstützung aufsparen solle.

Pfuel ritt, und fand den nächtlichen Bivouaq bei Auerstädt in einem Zustande der Sorglosigkeit

---

*) Jetzt Obrist und Kommandeur des Garde-Grenadier-Regiments Kaiser Alexander.

und Unordnung, welcher geraume Zeit lang sein Bestreben, den Oberfeldherrn aufzufinden, vereitelte. Erst um 5 Uhr Morgens gelang es ihm, dem Herzog von Braunschweig den empfangenen Auftrag auszurichten. Dieser Fürst diktirte ihm einen Befehl, dem Wesentlichen nach Folgendes enthaltend, in die Schreibtafel:

„Rüchel soll dem Fürsten Hohenlohe nur im äußersten Nothfall zu Hülfe kommen. Dieser Nothfall wird aber nicht eintreten, denn Hohenlohe hat Befehl, sich in Nichts einzulassen, sondern vielmehr in zwei Kolonnen zum Herzog zu stoßen. Der Herzog von Weimar soll von dem bevorstehenden Abmarsch Nachricht empfangen. In der Ebene von Leipzig wird man sich schlagen, um die Uebermacht des Heeres an Kavallerie zu benutzen. Die Armee marschirt über Kösen dorthin. Sollte aber die Division Schmettau den Feind nicht aus jenem Engpasse vertreiben können, so geht der Zug über Freiburg und Laucha nach Merseburg. Rüchel soll der allgemeinen Heeresbewegung, welche von beiden Richtungen sie auch einschlagen möge, folgen.“ —

Der General hatte sich derweil, nach all' jenen Anordnungen, um einige Erholung für den morgenden, wahrscheinlich sehr ernst heraufsteigenden Tag, zu schöpfen, nebst einem Adjutanten angekleidet auf's Lager geworfen. Gegen Anbruch des Tages weckte man ihn mit der Kunde, es fehle an Bespannung für die Wagen der Königin. Die abmarschirten Truppen hatten bereits die Zugpferde meist alle in Anspruch genommen. Rüchel befahl eine Haussuchung deshalb. Da sich nichts Brauchbares vorfand, befahl er, die Pferde seines eigenen Gepäckes vor die Wagen der Königin zu spannen, und ordnete das Kavallerie-Kommando an, welches zu besserer Sicherheit der erhabenen Reisenden sie für die ersten Stationen begleiten sollte. Bald darauf erhielt Rüchel ein von dem Fürsten Hohenlohe eigenhändig beschriebenes Blatt mit den Worten:

„Man benachrichtigt mich, daß ich heute noch vom General Lannes angegriffen werden soll. Es soll ein beißiger Hund seyn. Ich werde mein Glück mit ihm versuchen, und rechne auf Ihren Beistand.“

Um halb sieben Uhr hörte man im Lager nach der Gegend von Jena zu kanoniren. Major Brixen ließ es sogleich dem General melden, der auch schon um sieben Uhr draußen war. Jetzt hörte man kein Geschützfeuer mehr. Doch stimmte die beobachtete Richtung desselben mit dem Handschreiben des Fürsten zusammen. Rüchel umritt seine Stellung, und befahl dem Major Brixen, durch den Ruf der Hornisten alle Detachements und die Füseliere, wie auch durch Ordonnanz-Offiziere die Reiterfeldwachen zu sammeln. Zum Vereinigungspunkte seines Corps hatte der General den Chaussee-Knoten bei Umferstädt erwählt, wo die Hochstraße über Auerstädt nach Naumburg, die nach Weimar und die nach Jena auseinandergehn, folglich die ihm zugleich ans Herz gelegten drei Gegenstände am sichersten zu erreichen standen, je nachdem es die Ereignisse und die ihm zukommenden Befehle gebieten würden. Einstweilen war an jenem bedeutenden Punkte das Infanterie-Regiment von Tschepe aufgestellt. Zwischen 8 bis 9 Uhr fand sich bei Umferstädt das ganze Corps versammelt. Ein dichter Nebel, weit über die Gegend hin

ausgebreitet, hemmte Auge und Ohr. Der General sandte Patrouillen aus, um sich so gut als möglich von dem, was vor und rings um ihn sich ereigne, zu unterrichten.

Um diese Zeit kam der Lieutenant Pfuel von seinem angestrengten Ritte zurück. „Sie sind lange ausgeblieben!" sagte Rüchel. Doch auf seines Offiziers kurzen und deutlichen Bericht setzte er freundlich hinzu: „es schadet nicht. Es ist gut so." — Als er dann vernahm, was der Herzog in Pfuels Schreibtafel diktirt hatte, fand ein ihm durch jenes gestern vor Weimar kundgewordene Gerücht schon heimlich erwachter Argwohn, ob nicht dennoch der Feind wirklich dem Könige bei Kösen und Naumburg zuvorgekommen sey, mehr und mehr Nahrung.

Rüchel versammelte während dieser Zeit des für jede Reserve unvermeidlichen Abwartens bevorstehender Dinge die Generale seines Armeecorps, und traf folgende Anordnungen.

Nach den ordnungsgemäßen Fragen über richtigen Empfang der Lebensmittel und Vorrath der Munition, wiederholte Rüchel nochmals in

kurzer Rekapitulation seinen Unterfeldherrn die neuen Standpunkte des Haupt-Lazareths, des Fuhrwesens und der Bagage; er fügte hinzu, daß er die Stadt Weimar besetzt halte, und Patrouillen gegen den rechten Flügel von Hohenlohe hin ausgesendet habe, desgleichen nach Erfurth und dem linken Flügel des sich zurückziehenden Herzogs von Weimar zu. Jeder achtsame Zuhörer mußte jetzt mit dem gegenwärtigen Standpunkte des Corps hinlänglich bekannt seyn. Während dessen ließ der General eine Avantgarde vorziehn, bestehend aus den Husaren von Köhler und reitender Artillerie. Gleich darauf sollte das Küraßier-Regiment Baillodz folgen, und dann die Linie, aus der Mitte abmarschirt, mit genau gehaltenen Distanzen zum Aufmarsch in jedem Augenblick bereit. Seiten-Patrouillen begleiteten die Colonne, und eine Arriergarde schloß den Zug, gleichfalls aus der Mitte abgebrochen, und im Voraus befehligt, bei Formirung der Schlachtordnung in zwei Theilen aufzumarschiren, und sich als Reserve hinter den rechten und linken Flügel zu setzen. Jede dieser Abtheilungen hatte bereits ihren durch den General

selbst genau instruirten Brigadier. Unter Rüchel kommandirte der Generallieutenant von Larisch die Linie, deren Bataillone sich sämmtlich ihren Brigaden zugetheilt befanden. Solchergestalt konnten die Truppen leicht nach jeder Wendung, wie sie die ungewisse Zukunft erfordern möchte, von ihres Feldherrn Willen gelenkt werden, und wol geziemt es jedem sinnigen Künstler, auf ähnliche Weise für die entscheidende Stunde der Begeisterung sein inneres und äußeres Werkgeräthe bereit zu halten.

Sobald Alles am früherbezeichneten Chaussee-Winkel in die befohlene Ordnung gerückt war, hieß Rüchel die Infanterie ihre Gewehre zusammenstellen und die Reiterei absitzen, um, frei von unnöthiger Abmattung, die Truppen für das Gefecht möglichst frisch zu erhalten.

Während dessen war der damalige Hauptmann von Gneisenau — jetziger Generalfeldmarschall — mit dem als Parlementair an den König abgesendeten französischen Obristen von Montesquiou in einer Courier-Chaise, auf Befehl des Fürsten von Hohenlohe, in dieser Gegend ange-

langt. Rüchel, zu Fuß in der Nähe befindlich, trat heran, und Hauptmann Gneisenau, seine Meldung abstattend, fügte hinzu, wie schmerzlich es ihm falle, sich in diesem Augenblick, so unmittelbar vor dem Beginn des Kampfes, aus einem Kriegsmanne in einen Parlementairgeleiter umgewandelt zu sehen. Rüchel, schon sonst den Hauptmann kennend und schätzend, rief, sich umwendend, statt aller Antwort: „der nächste schließende Offizier vor!" — und sodann: „eins meiner Reitpferde!" — Darauf dem herbeikommenden Offizier den Parlementair zum weitern Geleit übergebend, sprach er zum Hauptmann: „sitzen Sie auf, Gneisenau, und reiten Sie einstweilen vor, mir zu melden, wie es geht. Im Uebrigen bleiben Sie für heut bei mir." Und so geschah es *).

Bald darauf erschien ein Feldjäger, mit der Meldung, Fürst Hohenlohe habe den Feind ge-

*) Die Gerüchte, von Franzosen und Franzosengenossen ausgestreut, wie Rüchel prahlhafte Reden an den Parlementair gehalten und sich dadurch im Marsch verspätet habe, zerfallen hierdurch vollständig in ihr Nichts.

schlagen. Einige schriftliche Zeilen des Fürsten enthielten unter Andrem die Worte: „meine Kavallerie nimmt Kanonen. Eilen Sie, wenn Sie Theil am Siege haben wollen.“ — Rüchel las diese Worte frohbewegt und laut im Kreise der um ihn haltenden Offiziere, und beschloß alsbald, auf dem Wege nach Jena vorzurücken. Er beorderte seinen Inspektions-Adjutanten, Hauptmann von Kleist, und den Lieutenant von Pfuel, — Beide uns schon bekannt, — die Chaussee, nach Jena zu, von zurückkommenden Bagagewagen, Handpferden und all' dergleichen Hindernissen möglichst rasch zu reinigen, damit die vorrückenden Schaaren keine Hemmung anträfen. Zur Unterstützung dieser Offiziere und als augenblickliche Avantgarde wies er das Dragoner-Regiment von Katte an.

Aber nicht lange hatten Selbige ihr freudig-rasches Geschäft begonnen, als sich die Lage der Dinge plötzlich wandte.

Dem General, im Begriff nach Jena abzumarschiren, begegnete sein vorausgerittener Adjutant, Major von Brixen, welcher von dem ver-

wundet zurückkehrenden Füselier-Obristen von Erichson — auch einem rühmlichen Bekannten aus dem Rheinkriege her — die gewisse Kunde vernommen hatte, Fürst Hohenlohe sey geschlagen, und sie leise in das Ohr seines Feldherrn weiter gab. Rüchel setzte sogleich sein Corps in Marsch, und als er in Brixens Begleitung vorritt, sprengte gleich darauf ein Feldjäger heran, dem General ein Billet des Fürsten, folgenden Inhaltes überreichend:

„Ich bin total geschlagen. Eilen Sie! Retten Sie meine Ehre. Sie werden mein wahrer Freund in der Noth seyn!"

Rüchel war für einen kurzen Augenblick wie vom Blitz gerührt. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen. „Lesen Sie!" sprach er, seinem vertrauten Adjutanten das Blatt hinreichend, und als dieser es ihm zurückgab, faßte er dessen Hand, ausrufend:

„Brixen, Sie werden Zeuge seyn. Ich will dem Fürsten beweisen, daß ich sein Freund bin." —

„Wohin wünscht der Fürst meinen Beistand?“ fragte er darauf den Feldjäger. „Ueber Kapellendorf nach Vierzehnheiligen!“ — „Wo liegt Vierzehnheiligen?“ — „Ich weiß nicht, Ew. Excellenz.“ — „Nun, dann können Sie mir auch jetzt zu nichts helfen. Reiten Sie zum Fürsten, und sagen Sie ihm, ich sey im Marsch.“ — Auch schickte er einen Adjutanten mit. — Zugleich die Richtung auf Kapellendorf anweisend, kommandirte er selbst seiner Reiterei an der Spitze, dem Husaren-Regiment von Köhler und dem Küraßier-Regiment von Baillodz: „Trab!“ und beauftragte seinen Kavallerie-Adjutanten, den Rittmeister von Borstell, mitzureiten, diese Truppen gänzlich dem Befehl des Fürsten anheimzustellen, oder, in Ermangelung ausdrücklicher Ordre, anzugreifen, wo man dem Feinde irgend beikommen könne, sey es auch ohne Aussicht auf entscheidenden Erfolg. Hier war es allerdings schon an sich für Erfolg zu achten, wenn man den vordringenden Feind nur vorerst zum Stutzen, die weichenden Truppen des Fürsten zum Haltmachen bringen konnte. Rüchel selbst sprengte zu seiner Infanterie-Colonne und

setzte sie in Geschwindschritt; „in einen vielleicht zu raschen," wie der General in seinem schon angeführten „pflichtmäßigen Bericht" sagt, und wie es achtbare noch lebende Augenzeugen bescheinigen. Fort und fort ging es in diesem Tempo feindan. Die zur Sicherheit des Zuges, wie auch zur Absuchung der Schluchten bei Kapellendorf nöthigen Detachements wurden im Marsch herausgezogen, ohne daß man deshalb auch nur einen Augenblick anhielt. Zugleich hatte Rüchel das auf der Chaussee vorgesandte Dragoner-Regiment von Katte nebst den beiden früher genannten Offizieren seines Gefolges wieder an sich gezogen, und beauftragte nun einen von ihnen, den Hauptmann von Kleist, einem schon früher an den Herzog von Weimar abgesandten Feldjäger noch einen andern Berittenen mit der Kunde vom gegenwärtigen Zustande der Dinge nachzuschicken. Es geschah auf allen Fall hin. Der Herzog hatte jedoch seinen Rückzug durch die hemmenden Thüringer Berge unmöglich dergestalt beschleunigen können, um schon jetzt in wirksamer Nähe angelangt zu seyn.

Als man sich dem Orte Kapellendorf näherte,

traf ein Courier vom Könige ein, mit dem Befehl, sich, wenn es seyn könne, augenblicklich zur Unterstützung des königlichen Corps nach Auerstädt zu wenden.

Rüchel, der ihm nacheilenden Colonne voraus, hielt einige Augenblicke sinnend im Kreise der um ihn versammelten Adjutanten. — „Meine Herren,“ — sprach er sodann, — „wer unter Ihnen will nach Auerstädt reiten, Sr. Majestät meine Antwort zu bringen?“ — Alles blieb regungslos stumm. Niemand wollte gern fort aus dieser Nähe des herandonnernden Gefechtes. Da sagte Rüchel heiter:

„Es freut mich, daß ich mich in Keinem der Herren geirrt habe. So muß ich denn wol einen Feldjäger zu dem Ritte kommandiren.“ —

Als dieser vor ihm hielt, beauftragte er ihn folgendergestalt:

„Legen Sie mich Sr. Majestät zu Füßen, und sagen Sie dem Könige, herzlich gern wollte ich zu seiner Hülfe, wo möglich, fliegen. Aber mit aller Bestimmtheit müsse dort das Treffen

schon entschieden seyn, ehe ich die Entfernung bis Auerstädt durchmessen könne. Hier aber sey ich ganz nahe am Feind, und Fürst Hohenlohe habe meines Beistandes dringend begehrt. Ich müsse demnächst hoffen, Sr. Majestät durch ein glückliches Gefecht hier besser zu dienen, als durch einen auf alle Weise verspäteten Marsch dorthin. Daher wage ich es, den Feind, etwanige Gegenbefehle des Fürsten Hohenlohe abgerechnet, unmittelbar auf dieser Stelle anzugreifen." —

Nun trabte wiederum Rüchel vorwärts. Nahe bei Kapellendorf, am östlichen Hange des Sperlingsberges, begegnete ihm der Obrist von Massenbach, meldend, die Schlacht seye so gut als verloren. „Wo will der Fürst, das ich ihm nütze?" fragte der General. „Jetzt durch Kapellendorf!" entgegnete der Obrist. Es geschah, während der General auf die an Massenbach ergangene Frage, wo man am Besten das Schlachtfeld und die zum tüchtigsten Anfassen geeignete Gelegenheit übersehn könne, zu besserm Ueberblick mit ihm und dem Gefolge den Sperlingsberg hinaufsprengte.

Dort zeigte sich die Flucht des gänzlich in Unordnung zurückgeworfenen Hohenloheschen Corps, zugleich auch deutlich der Kirchthurm von Vierzehnheiligen, wohin gewünschtermaßen Rüchel seinen Angriff richten sollte. Im Uebrigen ließ sich, obgleich der Nebel jetzt gänzlich gefallen war, kein Punkt ermitteln, wo man den Feind mit ausgezeichneter Hoffnung eines günstigen Erfolges hätte erfassen können. Keine Flanke des Gegners war zu erblicken. Vielmehr umfaßte seine überzählige Linie weit das jetzt, mit von Napoleon selbst anerkannter Schnelligkeit, sich entwickelnde Rüchelsche Corps. Um so mehr mußte sich der General bestimmt fühlen, seinem früher angeordneten Echelonangriff aus der Mitte getreu zu bleiben. Wol nur allein auf diese Weise ließ sich hoffen, die drohende Niederlage in Sieg umzuwandeln, indem man durch einen glückgekrönten Centralangriff die Mitte des Feindes sprenge, während die Staffeln der nachfolgenden Truppen dem Gegner durch ein ihre Vorderleute stets überflügelndes Feuer den Flankenangriff verleiden konnten.

Es war gewissermaßen ein Phalanx, und

zugleich, dem Princip nach, ein Napoleonischer Gedanke, welchen Rüchel, durch die Umstände gedrängt, hier gegen Napoleon selbst anwandte.

Dabei stand zu hoffen, daß die unter dem Schutze des erneueten Angriffs bei irgend günstigem Erfolge sich wiedersammelnden Hohenloheschen Truppen dem Unternehmen zu einer tüchtigen Basis und einem neu anfrischenden Nachhalte dienen möchten. Für die Deckung des Engpasses bei Kapellendorf, des einzig möglichen Rückzugpunktes, hatte Rüchel aus den beiden Reserven rechts und links ein Bataillon stehen lassen, jedes unterstützt durch eine Reiterschwadron und mit einigem schweren Geschütz versehen, um die äußersten Flügelstaffeln der aus der Mitte vordringenden Infanterie schützend zu bestreichen. Mit einem dritten Bataillon hieß Rüchel den Generalmajor von Schenk sich hinter einer hohen Bergkuppe am diesseitigen Ausgange des Engpasses verdeckt aufstellen, während er jenseit des Dorfes auf der Höhe schweres Geschütz auffahren ließ, um für den schlimmsten Fall die durch Kapellendorf wieder abziehenden Truppen durch möglichst kräftiges Feuern zu decken.

Das vorliegende Kampfesfeld konnte bei'm Aufmarsch noch einigermaßen durch das etwa 12,000 Mann starke Rüchelsche Corps ausgefüllt werden. Je weiter man aber vordrang, je mehr erweiterte sich die Ebene, wobei man nur einigermaßen zur linken Flankendeckung auf das Dorf Rumstädt rechnen konnte, welches dem General als noch durch Hohenlohe gehalten bezeichnet war.

Der Angriff ging, ungeachtet der Ermüdung, zum Theil Athemlosigkeit der so eilig herangezogenen Infanterie, zu Anfang rasch vorwärts, und das Echellon an der Spitze rückte unter unmittelbarer Anführung des Generallieutenant von Larisch, welcher seine Leute durch Wort und Beispiel ermuthigte, freudig auf die wohlgespickte Hauptbatterie des Feindes an. Ein mörderisches Feuer begegnete ihnen vom bestreichenden Abhange hernieder, aber noch immer ging es drauf, ja, das angreifende Fußvolk setzte sich endlich sogar in Trab, um die furchtbaren Kartätschenlagen schneller zum Siege zu durchstürmen. Rüchel befand sich selbst bei diesem Angriff. Er hoffte, voll kriegrischer Lust an seinen wackern Schaaren, mindestens für den

nächstvorliegenden Zweck auf ein rühmliches Gelingen. Da erblickte er, wie die nächsten Staffeln nicht rasch genug mehr folgen konnten, und dadurch zwischen dem voranstürmenden Echellon der Mitte und denen des rechten Flügels eine immer zunehmende Lücke entstand. Zugleich sah er nahe vor sich französische Kavallerie, deren Einhauen bei dem gänzlichen Mangel eines zweiten Treffens an Fußvolk oder Reiterei — wie hätte die Minderzahl des Corps ein Solches gestattet! — verderblich entscheiden konnte. Der Feldherr sprengte selbst nach der bedroheten Stelle, setzte eine Division in die Flanke, und ließ das nächste Echellon links heranrücken und chargiren, um so durch ein kreuzendes Feuer den gefährdeten Punkt zu decken. Dann eilte er sogleich wieder zum Hauptangriff der Mitte hin, der noch immer im Vorschreiten blieb. Jetzt aber faßten von Rumstädt her — welches man als durch Hohenlohe besetzt angenommen hatte, und den empfangnen Berichten gemäß, so annehmen mußte, — feindliche Batterieen das Corps vom linken Flügel her, um so wirksamer, als sie die Angreifer — ohne Zweifel ab-

sichtlich — erst weit genug hatten vordringen lassen, um ihnen jetzt durch ihr Feuer recht vollständig in die Flanke zu schießen.

Die Preußen, welche sich im Vertrauen auf einen Anlehnungspunkt bei Rumstädt erst etwas rechts gegen das Jaterstädter Holz hin gehalten hatten, mußten sich nun wieder, um jene unerträgliche Nachbarschaft, wo möglich noch zu verjagen, links halten. Rüchel schickte Offiziere dorthin, einige weichende Bataillone wieder zum Vorgehn zu bringen. Unter Andern auch den früher erwähnten Rittmeister von Bechtolsheim.

Während Dessen traf den noch immer bei'm Hauptangriff thätigen Feldherrn eine Kartätschenkugel nahe am Herzen. Daß sie ihn nicht in das für den Fall einer Niederlage von ihm ersehnte Todesblut warf, sondern ihm nur einstweilen die tapfre Brust beengend preßte, lag an kleinen sogenannten Zufälligkeiten.

Gegen das kalte Wetter dickgekleidet, um die ihm schon früher bedrohliche Gicht abzuwehren, trug Rüchel noch seine Landkarte auf der Brust sammt einigen in Quadrat geschnittenen

Papierblättern, um wichtige Befehle nöthigenfalls in Eil mit dem Bleistift darauf verzeichnen zu können.

Und eine noch weit schönere Hemmung hatte den Schuß mit aufgehalten: das breite Atlasband des schwarzen Adler-Ordens, welches edle Ritterzeichen Rüchel, gern Freunden und Feinden überall kenntlich, auch an diesem blutigen Tage wie zum Festesschmuck über seine Uniform trug.

Auf seinem von mehreren Kugeln verwundeten Pferde hielt sich der verwundete Feldherr mühsam aufrecht, die Wunde mit der Rechten verdeckend. Freilich aber waren nicht Ritter nicht Roß mehr fähig, sich anders als im Schritt zu bewegen.

Bald nach des Generals Verwundung sprengte der Rittmeister von Bechtolsheim zu ihm zurück, an den ruhigen Gesichtszügen des verehrten Mannes nichts Verändertes, als eine ungewöhnliche Bleichheit wahrnehmend, und meldete, es sey ihm, trotz aller Anstrengung, nicht gelungen, die weichenden Bataillone in's Feuer zurückzuführen,

weshalb er um die Erlaubniß bitte, bei seinem tapfern Feldherrn zu bleiben.

Rüchel sah ihn tief ernst an und sprach: „es ist überhaupt eben heute kein glücklicher Tag, mein lieber Bechtolsheim. Ich hab' es auch schon tüchtig weg." —

Damit hob er die Hand von der Wunde, und Bechtolsheim sahe den Stern des schwarzen Adler-Ordens mit Blutstropfen wie angesprüht. Auf seine Mahnung, der General möge zurückreiten und sich verbinden lassen, entgegnete Rüchel: „still! Das darf für jetzt noch Niemand wissen." — Er sprach es mit sehr leiser Stimme, wol schon, damit Keiner sonst es vernehme. Doch überhaupt versagte ihm die Sprache mehr und mehr. Er konnte sich kaum vernehmlich noch mittheilen. Aber ruhig und ernst blieb er bei den Schaaren im Donner des nachdringenden Kanonen- und Kartätschenfeuers.

Wie der zu Rosse gesetzte Ritterleichnam des spanischen Cid bei'm Abzuge aus Valencia den Christengeschwadern Muth einflößte, den Mohren Grauen, ritt der wundenbleiche Rüchel

noch

noch langsam und anordnend unter seinen, der Uebermacht weichenden, Regimentern herum.

Er selbst erklärt, daß er ihnen nicht befohlen habe, wieder Front zu machen, überzeugt, daß es fortan unmöglich sey, mit dieser geringen Mannzahl einen so überwiegend besetzten Posten zu erstürmen. Als General Lettow, der sich an diesem heißen Tage ganz vorzüglich durch Eifer und kühne Thätigkeit unter des Feldherrn Augen ausgezeichnet hatte, zu ihm herangesprengt kam, fragend, ob man noch nicht versuchen solle, die Truppen zum Frontmachen zu bringen, entgegnete Rüchel: „hier nicht; wol aber hinter dem Defilee.“ —

Während nun die geschlagenen Schaaren in den Engpaß einzuziehen begannen, trabte feindliche Kavallerie heran, in der nicht unbegründeten Hoffnung eines glänzenden Einhauens. Aber die zwei früher am Eingang aufgestellten Bataillone machten sie durch ihr Feuer stutzen, und als nun vollends General Schenk das im Hinterhalt liegende dritte Bataillon entschlossen und lebhaftfeuernd auf die Höhe führte, mochte der

Feind noch einen stärkeren Nachhalt befürchten, und stand gänzlich vom unmittelbaren Nachdringen ab. Zugleich beschoß das jenseit Kapellendorf aufgestellte schwere Geschütz die Verfolger. Die französische Artillerie antwortete, und es erhub sich eine lebhafte Kanonade, unter welcher das Corps, trotz der fast unvermeidlichen Verwirrung eines solchen Rückzuges in dem einzigen Engpasse, durch Kapellendorf zurückgelangte, für diesen schwierigen Moment ohne bedeutenden Verlust.

Rüchel, noch immer zu Pferde, gedachte um so mehr, die Truppen hinter dem Defilee zu ordnen, und gab die nöthigen Befehle dazu. Aber gewiß schmerzlicher, als die Kugel in der Brust, drückte es auf sein preußisches Herz, als er schon hier die Symptome jener früher in das Heer gesäeten Fieberkeime des Eigenwillens, des Ungehorsams und der in die Stelle überkecker Siegesgewißheit vorspringenden Hoffnungslosigkeit erblicken mußte. Obgleich nach Rüchels ausdrücklichem Zeugnisse die Offiziere jeglichen Ranges das Ihrige nach Kräften leisteten, — mancher im langen Frieden graugewordene Staabsoffizier

rühmlich, achtlos der eigenen Körperschwäche, und den ihm fast allzufremd gewordnen Wechselfällen des Krieges trotzend, — manch ein unbärtiger Subaltern diese erste und unheilvolle Kampfesprobe mit dem Muth und der Festigkeit seiner krieggeübten Väter bestehend, — es konnte keinen hinlänglichen Erfolg haben, da die Bande der Disciplin im Heere nicht mehr in alter Kraft und der bisweilen unerlaßlichen Strenge wirkten. Vielleicht wäre die beabsichtigte Herstellung des Corps in die nothwendige kriegerische Ordnung unter dem feindlichen Geschützdonner gänzlich mißglückt, hätte nicht Rüchel vermöge seiner Adjutanten durch die Kavallerie alle Auseinanderlaufenden mit Gewalt zurückholen und, wo sich Widerstand zeigen wollte, auf sie einhauen lassen.

Das Corps ward geordnet und aufgestellt. Von beiden Seiten verhallte und schwieg die Kanonade, ohne daß ein Franzos diesseit des Engpasses vorgedrungen wäre. Rüchel hieß die Infanterie zum Ausruhen das Gewehr abnehmen, und jetzt erst seine eigene durch den Blutverlust immer wachsende Mattigkeit, nicht mehr unausgesetzt bestritten durch Anstrengungen der

Seele, empfindend, berief er den Generallieutenant von Larisch zu sich, und übergab ihm das Corps, folgende Anordnungen hinzufügend:

„Sie instruiren ihre Kommandeurs deutlich, ihnen ankündigend, der Rückzug gehe in der Richtung nach Nordhausen gegen den Harz; für heute nur so weit, als man noch vor einbrechender Dunkelheit kommen kann, wo alsdann eine Vorpostenkette ausgesetzt wird, und die Truppen mit dem Gewehr in der Hand bivouaquiren. Durch diesen Marsch werden sie gegen den linken Flügel des bei Auerstädt gestandenen, jetzt vermuthlich in derselben Richtung zurückziehenden königlichen Corps herankommen. Sie haben sich mit diesem in Verbindung zu setzen, und alsdann natürlicherweise um die weitern Verhaltungsbefehle des Königs zu bitten. Ihr Weg geht zunächst nach dem Dorfe, dessen Kirchthurm ich Ihnen jetzt mit dem Finger bezeichne *). Bis dorthin ziehen Sie die Linie regelrecht en echiquier (schachbretförmig, die Intervallen des vordersten Treffens durch die Bataillone des

*) Es war Umferstädt.

zweiten gedeckt) damit Freund und Feind sehe, daß noch Ordnung vorhanden ist. Die zwei Reservebataillone am Defilee, welche noch nicht viel gelitten haben, bilden in Quarree's die Arrieregarde, den Abzug deckend, wie sich's gehört, unterstützt durch die reitende Artillerie und die Husaren von Köhler. Sobald Sie das bezeichnete Dorf passirt haben, setzen Sie sich möglichst rasch in Sektionen links, damit keine Stockung entstehe, und marschiren, von der Beschaffenheit des Terrains ziemlich begünstigt, den angewiesenen Weg zum Armeecorps des Königs fort." —

Rüchel ordnete dem General von Larisch zum Beistande noch den Hauptmann von Kleist zu, ehemals Adjutant bei dem rühmlich erlegenen Prinzen Ludwig Ferdinand, und sahe mit eigenen Augen, wie man die gegebne Disposition richtig und ordnungsgemäß zu vollziehen begann.

Von da an überließ der verwundete Feldherr sich selbst der Leitung seines Wundarztes, des Staabs-Chirurgus Allardt, der durch das Einathmen scharfer Spirituosen die den Ermatteten mehr und mehr anwandelnde Schwäche aufhielt,

und ihn endlich einstweilen in ein Bauernhaus führte, um dort den Verband zu unternehmen. General Graf Tauenzien *) hatte sich aus waffenbrüderlicher Freundschaft miteingefunden, den Feldherrn unterstützen zu helfen. Auch Rittmeister Bechtolsheim war entschlossen, nicht eher von seinem geliebten Anführer zu weichen, bis nach Möglichkeit für ihn gesorgt und die Operation vollendet sey.

Glücklich zog der Staabs-Chirurgus die Kugel aus der Brust. Aber als Papier, Tuch und Pelz, welches bisher die Wunde gestopft hatte, mit herauskam, strömte das Blut wie ein Springquell hinterdrein, und an ein Sondiren der Verletzung war unter diesen Umständen nicht zu denken. Man mußte den Strom nur eben gewaltsam stopfen, um ein gänzliches Verbluten zu hemmen. Die theilnehmenden Umstehenden hielten den Helden für sterbend, und so mag sich die eine Zeitlang unrichtig angenommene Kunde von Rüchels Tod verbreitet haben.

---

*) Wir kennen den erst vor Kurzem aus unsrer Mitte geschiedenen Helden, seit dem Jahre 1814 mit dem Zunamen von Wittenberg geehrt.

Völlig falsch aber erweist sich die damalige Behauptung einiger Französisch-Napoleonischen Blätter — vielleicht haben es auch sogenannt deutsche Skribenten mit nachgeschrieben — Rüchel sey durch einen französischen Chirurgus verbunden worden, in Auftrag eines französischen Generals, und habe somit nachher durch seine fortgesetzte Fahrt und spätere Dienstleistung sein Wort als Kriegsgefangener gebrochen.

Rüchel ist keinen Augenblick Kriegsgefangener gewesen, und hat keine Hülfe von irgend einem Franzosen weder angenommen, noch auch nur dargeboten erhalten, da er, durch eine unbegreifliche Fügung geschützt, nirgend mit dem verfolgenden Feinde zusammentraf.

Diese Nacht noch den Verwundeten fortschaffen, hätte eben so viel geheißen, als ihn tödten. Er mußte also einstweilen auf gut Glück in dem Bauerhause noch verharren. Am andern Morgen ließ er sich auf einen Müllerwagen heben, und fuhr, wie sich's eben machen wollte, langsam seine Schmerzensbahn entlang. Da begegnete ihm sein Inspektions-Adjutant, Haupt-

mann von Kleist, in Begleitung eines Trompeters, gefolgt in einiger Entfernung durch ein Husaren-Kommando. Auf diese Weise hatte des Königs ehrende Fürsorge die Sendung eingerichtet, um seinen verwündeten Feldherrn vor der Kriegsgefangenschaft wo möglich zu hüten, oder sie nöthigenfalls durch Parlementiren nach Kräften zu erleichtern. Ja, der Ingenieur-Hauptmann von Rohde war, wie es Rüchel späterhin erfuhr, inzwischen grade zu den feindlichen General als Parlementair geschickt worden, um sich nach Rüchels Geschick zu erkundigen.

Wir kennen unsres Feldherrn Gefühl für die Huld seines Monarchen. Wir dürfen ahnen, welche Balsamtropfen diese Kunden ihm in Leib und Seele thaueten.

Ehe wir den Feldherrn auf seiner trüben Fahrt weiter begleiten, wenden wir billig und nothwendig noch einen Blick wieder rückwärts auf das Schlachtfeld, wo er so rühmlich erlag.

Die öffentlich aufgeworfene Frage Massenbachs in Bezug auf Rüchel heißt:

„Welches Mißverständniß ist daran Schuld, daß dieser tapfere und einsichtsvolle General, dieser treue Diener seines Königs, dieser Freund des Fürsten Hohenlohe, mit einem Worte: dieser allgemein verehrte Mann uns nicht auf dem Punkte zu Hülfe kam, wo seine Hülfe so entscheidend gewesen seyn würde?" —

Diese öffentlich aufgeworfene Frage ist hiermit eben so öffentlich beantwortet, und die Bezeichnung des Augenblickes, welchen Rüchel aus träger oder gar absichtlicher Säumniß zur Hülfe des Fürsten versäumt haben möchte, liegt nach vorliegenden Zeugnissen jedem Kriegsverständigen ob, welcher überhaupt in dieser Streitfrage einen fürdern Zweifel an Rüchel aussprechen oder andeuten will.

Die Zeugnisse selbst gehen aus den Geistern noch lebender Ehrenmänner hervor, welche Nothfalls deren Vertretung zu übernehmen bereit sind. Für den verewigten als Major verabschiedeten Rittmeister von Bechtolsheim muß zum Theil das Zeugniß des Verfassers selbst bürgen, dem Jener einige der angeführten Momente gleich

in der ersten Gluth schmerzlicher Begeisterung für seinen diesmal unbeglückten Feldherrn, etwa zehn Tage nach dem Unglückstreffen, mündlich mitgetheilt hat, ihm diese Erinnerungen um Jahre später im vertrauten Gespräch wieder klar-bedacht erneuend und bestätigend.

Fragt man, wie konnte Massenbach so ganz unbillig verkennend gegen Rüchel aburtheilen? —

Die Antwort liegt zum Theil schon in dem oben angedeuteten Mißverstehen Beider aus frühester Zeit herüber.

Sie liegt aber auch mit darin, daß dem edelentflammten Gemüth überhaupt das Warten zu einer der schwersten Uebungen wird, und daß vollends in großen Entscheidungsmomenten sich Minuten zu Aeonen ausdehnen können. Wie nicht auch Viertel- oder Achtelstunden zu ganzen? Und in fortwährend lastender Schickung hält nur allzustät die Seele ihre trübsten Eindrücke am meisten, beinahe am liebsten fest.

Wer also darf einem Prometheus die Donner seiner Schmerzensrufe wägen und verargen?

Unser verwundeter Feldherr reisete mit seiner Bedeckung langsam weiter, wenn er konnte, und ruhete, wenn er mußte.

Auf der ersten Tagefahrt begegnete er noch einigen zu seinem Corps gehörigen Truppen, in guter Ordnung, an deren Spitze das Infanterie-Regiment von Tschepe, links abmarschirt, wie er gestern die Disposition dazu gegeben hatte, die Offiziere bei ihren Zügen, Alles in der richtigen Direktion. Er freute sich dieses wiederauflebenden Alt-Preußensinnes, und zweifelte nicht, die Schaaren, welche rühmlich unter ihm gefochten hatten, würden nun auch in ehrbarer Ordnung und Tüchtigkeit für neue Kriegsthaten zum Könige gelangen. Unglaublich daher schien ihm das späterhin nachdringende Gerücht, Generallieutenant Larisch seye mit dem rechten Flügel des Corps in Erfurth gefangen, wohin er ihn ja gar nicht dirigirt hatte. Rüchel wußte nicht, daß der tapfere Larisch, zu Buttstädt angelangt, sich nach langem Widerstreben durch das Ansehn eines andern, allerdings wohlgesinnten und geistvollen Generals, hatte bewegen lassen, von Rüchels Disposition abzugehen, und seinen Marsch

links nach Erfurth zu richten, in der Hoffnung, dort Munition zu empfangen und sich mit dem Corps des Herzogs von Weimar zu vereinigen.

Rüchel, in einer kleinen Stadt der Harzgegend angelangt, fand dort einen vornehmen Offizier, der ehemals am Rhein nicht unrühmlich unter ihm gedient hatte, rüstig umherwandelnd, ohne auch nur ein Bataillon bei sich zu haben, und sich unterschiedlichemal bemühend, dem verwundeten Feldherrn im Wagen Rede abzugewinnen. Rüchels Antwort jedoch lautete jedesmal nur fragweis: „wo ist des Herrn Generals Brigade? Und warum sind Sie hier?" — Da der Bestürzte nichts Genügendes darauf zu antworten wußte, ließ er endlich den unbequemen Mahner lieber in Ruhe.

Aehnliche Schmerzen mochten das Preußenherz des Generals wol noch hin und wieder auf seinem Leidenswege erfassen. Aber gewiß hat es ihm auch nicht am Zusammentreffen mit Gemüthern gefehlt, in welchen er noch die unversehrten Edelsteine der alten Ehre unter des beinahe niedergebrannten Heldenbaues Asche fand.

Dafür bürgt uns, die wir jene Schmerzenstage mit Bewußtseyn durchlebt haben, manch edle Erfahrung, und bürge Euch Spätergebornen die Burg, welche seit dem Aufgange des Jahres 1813 aus eben jener Asche emporgestiegen ist. —

Wie ganz Rüchel nur für das Heil des Heeres lebte und sann, erwies sich auf dieser trüben Fahrt zu Nordhausen, wo der Verwundete eine kurze Rast hielt, und Hauptmann Gneisenau, es bei'm Durchritt vernehmend, sich nach seinem Ergehen erkundigen wollte. Der blutige Feldherr wies alle Fragen darüber zurück, und wollte nur ohne Zeitverlust wissen, wie es um die Armee stehe. Durch den Hauptmann Kleist gewarnt, nicht die Wunde des Feldherrn durch Verkündung alles Trüben wieder aufzusprengen, berichtete Hauptmann Gneisenau möglichst schonend über den Rückzug. Da sprach Rüchel: „eilen Sie zum Fürsten Hohenlohe, und machen Sie ihm die Höhe vor der Stadt bemerklich. Sie fiel mir bei'm Hereinfahren auf, und kann dienen, den Rückmarsch zu decken.“ — Der wunde Krieger hatte recht gesehen, und Haupt-

mann von Gneisenau fand den Fürsten bereits auf der angegebnen Höhe.

Unter Gottes unverkennbarem Schutze war der fast todtmatte Kriegsmann auf seinem Gute Haselei am rechten Oderufer angekommen, frei und heilungsfähig, der gefahrumdroheten und mühevoll durchmessenen Ferne wie zum Trotz. Alles hatte sich furchtbar erfüllt, was ihm vorschwebte, als er vor wenigen Monden diese geliebten Mauern verließ. Nur die Sehnsucht seines getreuen Herzens, den trüben Ausgang nicht zu überleben, war ohne Erhörung geblieben. Gepreßt hatte die Feindeskugel das preussische Ritterherz, statt es zu durchbohren.

Rüchel war nicht der Mann des schwermüthigen Murrens gegen göttliche Fügungen. So war es nun einmal. So wollte und sollte es getragen seyn.

Der holde Empfang und die sorgsam=liebevolle Pflege der Gattin und der beiden eben erst in der Blüthe des jungfräulichen Alters heranwachsenden Töchter, gab dem schwerringenden Geiste neue Schwungkraft, dem fast geknickten Körper frische Lebensfreude.

Schon mochte Rüchel wieder auf nah' heraufleuchtende Tage des erneueten Ruhmes für Preußen und auch der heitern Siegeslust für sich selbst hoffen. Bald ausgeheilt, wie er meinte, an seinem traulichen Herde, was sollte ihn hindern, frisch wieder zu den Schaaren zu stoßen, welche nach seiner Zuversicht sich nothwendig hinter der Oder, gedeckt von den Festen Stettin, Küstrin und Glogau, sammeln mußten, einstweilen zur Hemmung der Napoleonischen Fluth, bald wol mit Hülfe wackrer Verbündeten zur Rückdämmung derselben in die ihr geziemenden Ufer! —

Doch durch die Kapitulation von Prenzlau, und den unmittelbar folgenden Fall der Festungen Stettin und Küstrin wurden all dergleichen Hoffnungen in der Geburt erstickt. Eine Unheilspost jagte die andre. Rüchel, entschlossen, sich auf keine Weise gutwillig der Gewalt oder sogenannten Großmuth des Feindes zu überlassen, achtete nicht der Schwäche seines wunden, noch immer Lebensgefahr drohenden Körpers und des annahenden Winterwetters. Er brach auf, so gut es gehn wollte, seine Reise nach Holstein bei Königsberg in Preußen richtend, und traf

auch glücklich dort ein. Sobald er seine Wunde einigermaßen geheilt sah — im Anfang des Jahres 1807 — meldete er seine erneute Dienstfähigkeit dem Könige, der ihn darauf zum General-Gouverneur von Preußen ernannte, welchem Posten gemäß nun Rüchel seinen Sitz in Königsberg nahm, und mit gewohnter Thätigkeit während des fortgehenden Kampfes leistete, was irgend in seinen Kräften stand, und sich mit der ihm angewiesenen Stellung vertrug.

Voll der Hoffnung, daß nach einigen bereits wirklich errungnen günstigen Erfolgen es dem russischen Oberfeldherrn von Bennigsen gelingen werde, die Franzosen wieder über die Weichsel zurückzudrängen *), entwarf Rüchel einen Plan zur

*) Von dieser damals fast allgemein durch Ostpreußen verbreiteten Erwartung begeistert, sang der treffliche Dichter Stegemann in einer flammenden Ode auch folgende Strophe:

„Hinaus zum Kampf! Die Hore des Frühlings muß
Den Rasenteppich, blumendurchwoben, nicht
Am Ufer der empörten Weichsel
Unter des Galliers Füße breiten!"

Auch das eine Prophetenstimme, aber auch sie um mehr als ein Lustrum zu früh!

zur Vermehrung und Wiederherstellung des preussischen Heeres aus seinen Trümmern, Augmentations-Project genannt. Seine Denkschrift erhielt den Beifall des Königs, konnte jedoch wegen der minder günstigen Erfolge, die nachher das Kriegsglück darbot, nur in sehr beschränktem Maße zur Ausführung gelangen.

Während der tapfere Generallieutenant von L'Estoq zur Anführung der jetzt noch im Felde stehenden Preußenkrieger bestimmt war, that Rüchel sein Mögliches, die innern Anstalten kräftig zu ordnen, und dabei auch den verbündeten Russen mit treulichster Anstrengung behülflich zu werden.

Kaiser Alexander erkannte huldreich diese edle Thätigkeit an, wie den trefflichen Mann überhaupt, und würdigte ihn seiner vertraulicheren Mittheilungen. Während einer solchen rief er einst in auflodernder Begeisterung aus: er wolle sein Schwerdt nicht wieder einstecken, bis Preussen auch die äußerste Fußbreite Landes zurückgewonnen habe. Wenn späterhin, weit minder durch eine hereinbrechende Reihe von Unfällen,

als durch Napoleons Ueberredungs- und Vorspiegelungskünste bewogen, der edle Kaiser sein schönes Ziel — Europa's Friedensheil — durch den Frieden von Tilsit zu erreichen hoffte, so ward dennoch jene Weissagerstimme aus seiner tapfern Brust erfüllt in überreicher Herrlichkeit, nur (gleich den hier schon erwähnten Feldherrn- und Sänger-Ahnungen, und wie es prophetischen Anklängen meist immer zu gehn pflegt) erst durch eine fernere Zeitmessung hinaus, während der Begeisterte in kühner Zuversicht Alles unmittelbar vor sich sah. —

Die Auszeichnung, womit Kaiser Alexander dem General Rüchel begegnete, ging auch auf das Betragen der russischen Feldherrn und Offiziere gegen den preußischen Gouverneur über. Wenn man auf dieser Seite etwas an ihm zu tadeln fand, war es die ausgezeichnete Sorgfalt, mit welcher Rüchel, nach seiner stets hergebrachten Weise, sich der Verpflegung feindlicher Kriegsgefangenen unterzog. Wo er dergleichen öffentlich übte, konnte er oft nicht umhin, mißvergnügten Blicken der zuschauenden Verbündeten zu begegnen, wodurch er sich natürlicherweise

nicht abhalten ließ, seines für ehrenvoll und recht erkannten Weges gewissenhaft fürder zu gehen.

Dennoch wagten sich Napoleonische Skribenten, französischer sowol als deutscher Zunge, auf gut Glück mit der Behauptung hervor: Rüchel lasse seinen Ingrimm durch Mißhandlung entwaffneter Franzosen aus. Skribenten, sage ich ausschließlich, denn von den vielen französischen Offizieren, in deren Umgang mich zur Zeit der drückenden Fremdenbesatzung die Verhältnisse drängten, habe ich nur eine einzige Beschwerde solcher Art vernommen, und diese Gattung von weißer Krähe ist wol einer nähern Beleuchtung werth.

Ein französischer Husaren-Obrist erzählte in meiner Gegenwart, ihn, der durch preußische schwarze Husaren gefangen und nach Königsberg transportirt worden sey, habe dort auf der Parade General Rüchel mit den kränkendsten Worten beleidigt, und ihm sogar das Ehrenlegionskreuz von der Brust gerissen. Oeffentlich, wie es meine Schuldigkeit war, erklärte ich, ein so unrechtliches Betragen sey an diesem Feldherrn

durchaus ungewöhnlich, ja unerhört. Vielmehr habe selbst im Revolutionskriege sich jeder entwaffnete Gegner einer menschlichen, oftmal waffenbrüderlichen Behandlung von ihm zu erfreuen gehabt. Der Franzos wollte das weiter nicht bestreiten, und versicherte nur, so glücklich habe sein Gestirn ihm eben von jener Seite nicht geleuchtet; vielmehr habe er bei seiner weitern Fortschaffung viel Unfreundlichkeit erlitten, wie man sie kaum als gemeiner Soldat, noch weniger denn als Offizier in der Kriegsgefangenschaft erwarten dürfe. Ich vermochte das Räthsel nicht zu lösen, und blieb eben nur bei meiner Erklärung, dies Verfahren liege ganz außer der sonst gewohnten Handlungsweise des Generals.

Andre französische Offiziere standen umher, ohne für noch wider zu sprechen. Doch berichteten sie mir bald darauf, der Fehler liege an jenem Obristen selbst, welcher bei einem sonst ganz löblichkühnen Recognoscirungseifer in die Hand der preußischen Husaren gefallen sey, und, statt sich ehrbar der Uebermacht zu ergeben, versucht habe, sich von selbiger loszureden, unter dem Vorwande, er sey Parlementair. „Da wolle

man ihn zum kommandirenden Offizier der Vorposten geleiten!" hatte die billige Erwiederung gelautet, und so, von Staffel zu Staffel geführt, wußte der Mann am Ende weder Depesche, noch genügenden mündlichen Auftrag für seinen selbsterkornen Parlementair-Charakter vorzuweisen. Seine Unbedachtheit warf ihn scheinbar zu der Klasse der etwa in glänzende Tracht verkleideten Kundschafter.

Wie sich auf diese Weise Rüchels herbes Betragen gegen ihn erläutert, mußte auch wol Kaiser Napoleon den Vorfall für seinen Obristen eben nicht vortheilhaft angesehen haben. Denn nach dessen Auswechselung blieb seine früherhin rasche Beförderung auf sonst unbegreifliche Weise stockend, und die Waffengefährten des Unbeglückten erklärten dies einstimmig aus des Obristen vor Königsberg begangner Unvorsichtigkeit, wodurch der Ruhm und die Würde der französischen Uniform gefährdet worden sey.

Fast wol nur für dieses einzige Ereigniß — scheint es, — sind Napoleon und Rüchel je übereinstimmender oder doch wenigstens annähernder Meinung gewesen. —

Immer noch hoffend, schon diesmal vor Preußens und Rußlands vereinten Anstrengungen den dräuenden Welteroberer wenigstens gehemmt zu sehen, betrieb Rüchel mit unermüdeter Thätigkeit den Ersatz des Heeres an Mannschaft und Rossen, wie auch die Bildung und Uebung der Reserve-Bataillone. Mit den im Felde stehenden Generalen unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel, und beeiferte sich, dem Befehl seines Königs zur Ausrüstung der Festungen Pillau, Danzig, Graudenz und Kolberg möglichst nachzukommen, sie vorzüglich mit Truppen und Munition versorgend, so weit nur immer Kriegsmannschaft und Vorräthe ausreichen wollten.

Das einstweilige Vordringen der Russen entblößte für den Augenblick die Hauptstadt Königsberg von ihrem unmittelbaren Vertheidigungs-Corps, und Marschall Ney machte einige drohende Bewegungen. Rüchel vervollständigte die bereits vor Königsberg angelegten Verschanzungen, indem er vorzüglich die von der sogenannten schmalen Seite möglichst verstärkte. Zugleich ordnete er eine raschineinandergreifende Defen-

sive der Truppen an, welche ihm zu Gebote standen, so oft als sich nur irgend Gelegenheit darbot, in die Offensive übergehend. In seinen Andeutungen darüber erwähnt er vorzüglich des damaligen Majors — jetzt General der Kavallerie — von Borstell als Anführer eines Detachements, und gedenkt eines schönen Ueberfalles, welchen der General von Rouquette gegen Liebstadt hin ausführte.

Eine Rückbewegung des russischen Heeres sicherte für's Erste wiederum Königsberg. Als durch die Schlacht von Eilau die Morgendämmerung neuaufstrahlender Victoria am preußischen Horizont zu erwachen schien, sandte Rüchel seinen Adjutanten, den Capitain von Kleist, zu dem in Neu-Ostpreußen aufgestellten russischen General von Sedmorazki, mit dem Vorschlage, durch ein rasches Vorgehen in des Feindes Rükken den augenblicklichen Gewinn zum günstigen Entscheidungsumschlage zu steigern. Dem russischen Oberfeldherrn Bennigsen selbst war dieser Gedanke willkommen, und er sprach seinen Dank darüber gegen Rüchel aus. Leider verhinderten

innere Hemmungen die zeitgemäße Ausführung des genialen Entwurfes. —

Als durch die feindliche Berennung von Danzig der Landverkehr mit dieser Festung aufgehoben war, verschanzte Rüchel die bei Pillau unter dem Namen der frischen Nährung sich vorstrekkende Landzunge stark, und erschuf mit königlicher Bewilligung in dem dadurch umschlossenen Meerbusen, das frische Haf genannt, rasch eine vollständig-ausgerüstete und bemannte Scheerenflotte.

Diese Wasserverbindung aus der Ostsee in den Pregel und die Aller war von großer Wichtigkeit, weil ohne solche in den bereits aufgezehrten Gegenden sich an keine rüstige Bewegung der russisch-preußischen Armee diesseit der Memel mehr denken ließ. Auch daß man solchergestalt das Vordringen der schon angeordneten feindlichen Wasserbewegungen lähmte, war für bedeutenden Gewinn zu achten.

Der günstige Ausgang einer Schlacht bei Heilsberg führte abermal keine äußerlich wesentlichen Vortheile für die Waffen der Verbündeten herbei. General von Bennigsen sandte indeß bei seinem Rückmarsch nach Friedland das

preußische Corps unter General von L'Estoq und ein russisches unter dem General Grafen Kamensky zur Deckung von Königsberg ab, versichernd, er werde sich bald wieder Luft machen, und diese letzte preußische Hauptstadt entsetzen. Mühsam gelang es der Rüstigkeit beider Anführer, sich noch vor den Mauern von Königsberg zu vereinigen, und die ehrenvolle Auszeichnung, womit General L'Estoq in der Schlacht von Eilau gefochten hatte, gewann ihm den Oberbefehl beider Corps. Eine kräftige Recognoscirung der Franzosen gegen selbige ward zwar muthvoll zurückgetrieben, veranlaßte aber doch den General L'Estoq, die Verschanzungen vor Königsberg selbst, besserer Sicherheit willen, zu besetzen. Von da an ergriff Rüchel als Gouverneur das Kommando. Der Feind wagte einige rasche Anfälle, nach deren Abweisung er die Stadt zur Uebergabe aufforderte, und die pflichtschuldige Antwort darauf erhielt. Während dessen zogen französische Truppen links und rechs gegen den Pregelfluß, hoffend, durch das Ueberschreiten desselben der Stadt in die fast unbefestigte Rückseite zu fallen. Doch die jetzt beträchtlich vermehrte Anzahl der

Vertheidiger hatte diesen schon vorher erlaubt, ihrer bessern Oertlichkeitskenntniß gemäß, alle Punkte zu besetzen, die ihnen wol sonst, vorzüglich bei Nacht, Gefahr drohen konnten. Die Franzosen schienen nach Vereitelung jenes Unternehmens sich vor Königsberg zu vermindern, und sich dem General Bennigsen gegenüber zu verstärken.

Rüchel, hoffend, diese Schwächung seiner unmittelbaren Widersacher zu benutzen, verabredete mit General L'Estoq einen kräftigen Ausfall, um zugleich dadurch die Gemeinschaft mit General Bennigsen auch auf dem linken Pregelufer wiederzugewinnen. So eben diktirte Rüchel in L'Estoq's und des damaligen Obristen v. Scharnhorst Gegenwart die Disposition zu dem Unternehmen, als kurz nach einander zwei Kuriere eintrafen: der eine vom General von Chlebowsky, der andre vom Major von Klüx *), beide preußi-

*) Gestorben als Generalmajor nach der rühmlichsten Auszeichnung in den Kämpfen der Jahre 1813 und 1814. Zu früh für das preußische Heer haben wir ihn verloren. Er war einer der Generale, welche die Erhaltung strengster Dienstordnung mit waffenbrüderlicher Freundlichkeit und Gastlichkeit edel zu vereinigen wissen.

sche Offiziere bei der russischen Armee anwesend. Sie meldeten übereinstimmend den Verlust der Schlacht bei Friedland, und die Wahrscheinlichkeit, daß die geschlagenen Heerschaaren über die Memel zurückgehn würden, wobei General Chlebowsky ausdrücklich dem Gouverneur die möglichste Milderung der bedrohlichen Lage von Königsberg und die Erhaltung der dort aufgestellten, fast abgeschnittnen Truppen an's Herz legte.

Es gab in diesem hereingebrochenen Unheil eben nicht viel zu wählen, oder vielmehr: es gab gar keine Wahl mehr.

Königsberg ist keine Festung, vielmehr, wie schon vorhin bemerkt, auf der Rückseite, und zwar in ihrem größten Umfange, so gut als offen, und die Gegend, worin es liegt, bietet eben so wenig eine nach allen Seiten hin geschlossene Stellung dar. Wäre dies Letztre aber auch der Fall gewesen: wie hätte sich ein durch den Rückzug der russischen Armee völlig abgeschnittenes Corps darin behaupten sollen. Bekanntlich sind dergleichen feste Positionen meist immer eben so leicht zu blockiren, als schwierig

anzugreifen. Außerdem, wenn Königsberg in Folge eines stürmenden Anfalles erlag, blieb die vielbewohnte, ihrem Könige treu erprüfte Hauptstadt allen Schrecken der Plünderung dahingegeben; unter diesen Umständen eben so nutzlos als rettungslos. Auch hieß die Aufopferung der dort befindlichen preußischen Schaaren zugleich Aufopferung der letzten Ueberbleibsel preußischer Heeresmacht überhaupt. Natürlich sahen Rüchel und seine nächsten Berather, L'Estoq und Scharnhorst, dieses Verhältniß und die daraus hervorgehende trübe Nothwendigkeit alsbald durch, und wie es durchaus nichts dabei zu versäumen gab. Denn vier und zwanzig Stunden Frist — und die große französische Armee stand zwischen dem russischen Hauptheer und Königsberg.

Statt zu jenem früher beschlossenen freudigen Angriff also mußte man die Disposition zum Abzuge entwerfen.

Das Gefühl von Kriegsmännern, wie die drei hiergenannten, bei so furchtbar schmerzlichem Umschwunge zu schildern, möchte wol keine Feder genügen. Und die beredteste Schilderung wieder

könnte doch nur Demjenigen gelten, welchem ohnehin bereits verwandte Funken in der Seele sind. Wo wenig ist, ist auch wenig zu entzünden: am allerwenigsten kriegerische Freude oder kriegerischer Schmerz. —

Noch selbigen Nachmittags zog das ganze Armeecorps mit einem angestrengten Marsche bis gegen Labiau ab, wo man eine gute Position benutzte, und mit dem rechten Flügel des russischen, sich bei Wehlau sammelnden Hauptheeres in Verbindung trat. General L'Estoq ließ noch einstweilen eine Arrieregarde unter dem General von Stutterheim in den Verschanzungen vor Königsberg zurück, welche sodann unter Begünstigung der Nacht sich den rückziehenden Schaaren anschloß. Früher schon hatte Rüchel die auf den verschanzten Pregelinseln stehenden Truppen an sich gezogen, welche noch kurz vor ihrem Abmarsch die schöne Gelegenheit gewannen, einen wiederholten feindlichen Angriff rühmlich zurückzuweisen.

Die damals so glückverlassenen Preußen hatten also dennoch ihren Abschied von den siegen-

den Franzosen auf eine Weise genommen, worin der Gruß mitlag:

„Für's Wiedersehn ein andermal, wenn andre Sterne leuchten!“ —

Das Corps des General L'Estoq, als integrirender Theil des russischen Hauptheeres und nur einstweilen entsendet, mußte nun wieder zum General Bennigsen stoßen.

Rüchel ertheilte einen letzten Befehl an die fortan sich selbst überlassene Festurg Pillau. Er zog das unter dem Obristen von Schuler nach der frischen Nährung entsendete Corps auf die sogenannte Kurische Nährung zurück, es daselbst verschanzend und somit ein gleiches Verproviantirungs-Verhältniß aus der Ostsee für die russisch-preußischen Truppen, wie ehedem durch den frischen Haf in den Pregel, jetzt durch den Kurischen Haf in die Memel anordnend, zugleich dadurch das nach Memel zurückgedrängte Hauptquartier des Königs nach Kräften deckend.

Aber der durchaus ungleich gewordne Kampf

neigte sich unaufhaltsam seinem Ende zu. Der trübe Friede ward abgeschlossen.

Da schloß auch Rüchel für dasmal seine öffentliche Laufbahn ab, mit freiem Willen und klarer Besonnenheit. Wer sich so bestimmt und öffentlich gegen Napoleon und sein System erklärt hatte, als Rüchel, durfte seinem geliebten Könige nicht mehr zumuthen, ihn unter der Zahl seiner höheren Diener in gezwungen-friedlichen Verhältnissen mit eben diesem Napoleon zu behalten. Er bat den König, ihn zu entlassen, bis etwa günstigere Schickungen der Monarchie wiederum die Thätigkeit eines kriegerischen Dieners in Anspruch nehmen möchten. König Friedrich Wilhelm erkannte und achtete die Sinnesart seines Feldherrn, und ertheilte ihm den nachgesuchten Abschied voll rührender Huld und mit der Beförderung zum General der Infanterie. Zugleich fügte er ihm die ehrende Mahnung hinzu: seines Rufes gewärtig zu bleiben.

Wir folgen jetzt unserm Helden in sein umgränztes Privatleben nach. —

Umgränzt allerdings war es, aber doch immer auch noch umkränzt. Begleitete ihn ja das unerschütterliche Bewußtseyn eines arbeits- und thatenreichen Lebens, jederzeit von dem festen Wollen geleitet, rücksichtlos das Gute und Schöne zu vollbringen, und oftmal durchleuchtet von herrlichen Momenten, deren manch einzelner schon hinreichen würde, die ganze Pilgerbahn eines ehrliebenden Sterblichen durch seinen erhebenden Abglanz zu verklären.

Dazu umfing ihn die zarteste Liebe seiner edlen Gattin und seiner zwei holden Töchter. War auch der Hintergrund seiner Erdenlaufbahn nicht mehr so glänzend anzuschauen, als der jenes verheißenden Erleuchtungsfestes vor Mainz im Jahre 1793, — ein unendlich schönerer, ein ewig leuchtender Hintergrund öffnete sich mehr und mehr den begeisterten Blicken des greisenden Helden, und auch diesem strahlenden Ziele haben ihn seine Lieben, von süßer Wehmuth umschleiert, wie damals langsam und feiernd entgegen geleitet.

Daß

Daß indessen ein Mensch, wie Rüchel, die Hoffnung auf irdisches Wiedererringen und Wiederdarstellen göttlicher Ordnung und Freiheit nie sinken lassen wollte, oder auch nur sinken lassen konnte, versteht sich von selbst.

Vor andern edlen Männern, die sich im Verein mit dem geehrten Feldherrn an der noch unbestimmten Aussicht auf solche Lichttage der Zukunft ahnungsvoll weideten, zeichnete sich Major von Schill aus, mit seinem Husarenregiment eine Zeitlang nach dem Tilsiter Frieden in der Nähe von Rüchels Gütern kantonnirend. Er ward bald ein willkommener Freund des Hauses, und wol viel der erhebenden Bilder schwebten den zwei Heldenherzen des älternden und des kühnaufstrebenden Kriegers gemeinschaftlich vor. Daß der edle Schill aber je verleitet werden könne, nur den mindesten Schritt ohne Befehl oder doch Bewilligung seines königlichen Kriegsherrn zu thun, kam gewiß dabei nie in Rüchels altpreußischen Sinn, und war auch ohne Zweifel damals eben so wenig in Schill's ritterliches, aber allerdings leichtbewegliches Herz gedrungen. Der überkühne Zug und allzufrühe, man darf

wol sagen titanische Untergang des erblühenden Helden gehörte mit zu den tiefsten Schmerzen auf Rüchels prüfungsreicher und vielbewegter Lebensfahrt.

Zu den schönsten und ungetrübtesten Freuden dagegen gehörte für ihn die Verehlichung seiner jüngsten Tochter mit seinem ehemaligen Inspektions-Adjutanten, dem Major von Kleist, welcher nach geschlossenem Frieden sich gleichfalls aus dem Kriegsdienste zurückgezogen hatte, und nun im Verein mit seinem ehemaligen Feldherrn den Landbau und alle dazugehörigen Geschäfte voll wetteifernder Tüchtigkeit betrieb, wie das einem Schüler Rüchels eignete und gebürte. Als Motto aller ächten Jünger dieser Schule hätte man wol das Sprüchlein vorschlagen können:

„Schaff', was Du darfst und mußt, auf Lebens Bahn.
Doch was Du schaffst, sey immer ganz gethan!" —

Kleist nahm, zufolge dem ehrenden Wunsche seines Schwiegervaters, als letzten Manneserben Derer von Rüchel, mit gnädiger Bewilligung des Königs den Namen an: Rüchel von Kleist.

Die Freude des alternden Helden an der Vermählung seiner andern Tochter mit dem Rittmeister von Flemming währte nur wenige Jahre. Der Tod raubte frühe schon dem Ehemann und den Angehörigen die in scheinbarer Gesundheitfülle blühende holde Erschein ng. Ein schwerer Pfeil mehr in des greisen Feldherrn benarbte Brust. —

Schmerzlich auch wol ohne Zweifel traf ihn das viele schriftliche Geplauder Unberufner über ihn und andre Ehrenmänner sonst, vorzüglich, wo man von dem ganzen Preußenheere zu schwatzen beliebte, als sey es eigentlich seit Friedrich des Großen Tode gar nicht mehr da gewesen, und könne sich nimmer wieder in Muth und Ruhm erheben. Oder wo man wol gar den großen Friedrich selbst nur mit einer Art wegwerfender Großmuth als ein Nebelgestirn betrachten wollte, gut genug für die Nächte seiner Zeit, aber gänzlich verdämmernd vor dem lieberalen Glanz des durch Napoleon modern heraufbeschwornen Welttages! —

Dergleichen Gestaltungen konnte ein tüchtiger Mann jedoch am Ende freilich — mit Göthe

zu reden — dem Winde, welcher sie zusammengehaucht hat, auch wieder zum Auseinanderwehn überlassen.

Empfindlicher mochten auf Rüchels Herz manche öffentlich tadelnde Urtheile kriegegeübter Männer treffen, und Denen sich öffentlich entgegenzustellen, hat ihn öfters Ein oder der Andre seiner Freunde und Anhänger aufgemahnt. Rüchel wollte nichts davon hören. Da ein edler, noch lebender Kampfgefährt ihn einst um die Erlaubniß bat, selbst für ihn auftreten zu dürfen, untersagte es Rüchel und sprach die Quint-Essenz seiner Gesinnung hierüber mit den Worten aus: „im Herzen meines Königs bin ich gerechtfertigt, und keinem Andern bin ich Rechenschaft schuldig *).“ —

*) Inwiefern das Werk, welches hiermit der Lesewelt aus zuverlässigen Quellen dargelegt wird, schon an und für sich den Irrungen jener im Allgemeinen bezeichneten Angriffe widerspricht, und wie es dabei sein Recht behaupten mag, entscheide Mitwelt und Folgezeit. Namentlich spricht ein für die Jugend berechnetes Geschichtwerk, so wie auch Eichhorns Geschichte der letzten drei Jahrhunderte von unedler

Dabei versteht es sich von selbst, daß ein so pflichtgetreuer Unterthan sich beeiferte, der vom Könige angeordneten Immediat-Kommission zur nähern Untersuchung der Feldzüge 1806 und 1807 den abgeforderten Bericht möglichst genau und klar einzuliefern. Zwar hemmte ihn die mit äußerlich eingetretener Ruhe nun erst recht fühlbare gänzliche Ermattung seines erschöpften Körpers in dieser Arbeit, und ein schweres Nervenfieber unterbrach solche eine Zeitlang gänzlich. Doch gelang es ihm, den begehrten pflichtmäßigen Bericht am 1sten Julius 1808 zu vollenden, nur selten, und nur da, wo es höhere Pflicht oder Selbstvertheidigung unerlaßlich geboten, Jemanden anklagend, das echte Verdienst aber heiter und gern hervorhebend, wo es sich irgend vor seinen Blicken offenbart hatte. —

Behandlung des kriegsgefangenen Marschall Victor, späterhin Herzog von Belluno, durch Rüchel. Der Ehrenmann jedoch, welchen Rüchel dem gefangenen Marschall entgegensandte, ihn seinem Range gemäß zu begrüßen, und welcher auch nachher ihm beigesellet blieb, lebt, und ist bereit, nöthigenfalls die Sache ausführlich zu erläutern.

Nach Erfüllung dieser letzten Dienstpflicht lebte Rüchel in gänzlicher Zurückgezogenheit und Entsagung nur für seine Familie und seine ländlichen Berufsgeschäfte, bis der Wiederschein des Brandes von Moskau die Welt mit neuen Hoffnungen und zugleich mit neuer Kampfesgluth erfüllte. Damals, wo durch Europa der gewaltige, vor einem Vierteljahrhundert gesungne Ruf Klopstocks in allen Zungen und aus den mannigfachsten Kunden erscholl:

„Gewendet hat ihr Antlitz die Siegesgöttin!
Wend' es auf ewig!" —

Damals, als die Gräber sich zu öffnen schienen und neu zu erwachen die Todten, — als viel des mit Schmähungen für todt überschütteten Edlen und Schönen begeisternd wieder emporstrahlte, und Ein Gedanke die Welt durchzuckte, dem elektrischen Funken gleich, und in Ein Begehren und Ringen hineinriß die Kraft vieler Tausende, ja Millionen, — da erglühete auch Rüchel in der seligsten Begeisterung, all sein Sinnen, all sein Empfinden dem im Abschiedsbriefe seines Königs ihm vorher verkündeten Aufrufe zu neuen Thaten entgegengewendet.

Aber das große Jahr Zwölf stieg vollends hinunter, das größere Jahr Dreizehn herauf, — und immer noch zögerte die ersehnte Stimme. Rings um Rüchel her scholl Kampfesruf, und Nam' auf Name ward gerufen, — nur der seinige nicht. Tage verflossen so; Wochen so. — Tief prüfend schaute Rüchel in sich selbst hinein. Ihm mochte aufgehn, wie sein sprühendes Feuer, sein oft in Heftigkeit auflodernder Freimuth dem Monarchen es erschwere, ihn nach seinem Range für ein Unternehmen anzustellen, wo die freundlichste Einigkeit mit den Verbündeten eben so unerlaßlich zum Erfolg wirken mußte, als die glänzendsten Siege gegen den Feind. Aber was fragte Rüchel in diesem großen Weltmomente nach Rang und äußerm Ansehn! Vergaßen doch damals auch untergeordnetere Geister dergleichen Dinge freudiglich und ganz! Es galt das Vaterland, es galt die Macht und den Ruhm des angestammten Herrscherhauses, und Rüchel, oft für stolz verschrien, offenbarte sich jetzt als ein im edelsten Sinne des Wortes Stolzer, indem er seinen König nur um irgend einen Antheil am herausdonnernden Kampfe bat, sich im Vor-

aus dankbar erklärend, für jegliche ihm übertragne Stelle, im Voraus bereit, unter jeglichem Vorgesetzten zu dienen, welchen der König ihm bestimmen wolle.

Der Krieg zog näher. Der Krieg brach los. Rüchel blieb ohne Antwort.

Ungeziemend wäre es für den Verfasser, wie für jeden Unterthan, die Beweggründe seines regierenden Monarchen in öffentlicher Verhandlung ermitteln zu wollen. Daß aber hier keine Ungnade obwaltete, sahen wir aus Rüchels Dienstentlassung und werden es im Verfolg dieser Darstellung noch deutlicher und erfreulicher wahrnehmen. Gründe zur Nichtanstellung des Feldherrn in einer seinem Range angemessenen Thätigkeit steigen uns aus seinen eben erwähnten Ahnungen deutlich empor. Den edlen Greis in einem ganz untergeordneten, obzwar selbst nachgesuchten Beruf anzustellen, mochte dem Herzen des Königs selbst schwer fallen, und erscheint auch dem ruhig prüfenden Auge des Privatmannes kaum thunlich. Schwer fiel eben jenem edlen Herzen gewiß auch die abschlägige Antwort, und

der Geschäfte, die sich in der Entscheidungszeit über Leben und Tod der Monarchie um den Thron drängten, gab es nothwendig eine ungeheure, nicht zu hemmende, kaum nur zu lenkende Fluth. —

Rüchel, der begeisterte Schwimmer, blieb, unermeßlichen Schmerzes voll, an das Ufer gebannt. —

Es zog denn doch mindestens Ein Rüchel mit entgegen dem Siege oder dem Tode: sein Schwiegersohn, Rüchel-Kleist, und das galt dem Heldenherzen des Schwiegervaters für einen Trost.

Eine ausführliche Schilderung, wie Rüchel die zwei Jahre des Befreiungskrieges verlebte, und so auch das Jahr 1815 mit seinem furchtbar schönen Nachgewitter, gehört nicht in die Feder des Biographen. Aeußerlich blieb seine Stellung sich gleich. Was in seinem Innern vorging, hielt er großentheils im starken Busen fest. Die Freude über Preußens Siege und Wiederherstellung aber fand mitten unter den Schmerzen des tiefgekränkten Kriegerherzens Raum, ohne dennoch diese gänzlich heilen oder ersticken zu können.

Als ihn nach erfochtenem Frieden sein ehemaliger Adjutant, der Kommandant der Festung Stettin, Obrist von Brixen, vielfach in seiner Zurückgezogenheit besuchte, äußerte Rüchel unter Andrem mit feierlich-schmerzvollem Ernst:

„Nur Kommandeur eines Landwehr-Bataillons habe ich zu seyn gewünscht. Aber auch das wollte man mir nicht geben!" —

Der alt-erprüfte Freund versuchte, das fast Unausführbare eines solchen Verhältnisses für seine übrige Gesammtstellung ihm darzuthun. Rüchel indeß beendete das eifrige Gespräch mit dem Schlußsatze:

„Sie haben recht, aber ich habe auch recht. Wer kann es mir verdenken, wenn ich mit einer großen Katastrophe aus der Welt zu gehn wünsche? Das, dünkt mich, konnte mir jeder ehrliche Mann gönnen. Und damit genug!"

Aber obgleich die ersehnte große Katastrophe nicht für ihn mehr erschien, sollte er doch eben so wenig mit einem verletzten Gefühl aus dieser Welt scheiden. Das ließ sein gnädiger König und sein treuer Blücher nicht zu.

Dieser schrieb ihm aus der Mitte seines Siegerglanzes, im Gefühle dankbarer Waffenbrüderschaft innig eingedenk des Jahres 1793 und andrer leuchtenden Tage sonst, einen Brief, folgenden wesentlichen Inhaltes:

„Komm nach Berlin. Weshalb verbirgst Du Dein Haupt? Du hast keine Ursach dazu. Daß weißt Du, und das weiß ich. Aber die elenden Schreier aus dem Hintertreffen wissen es nicht, und mancher ehrbare Mann könnte mit verleitet werden, Dich in die Klasse der Dunkelmänner zu werfen. Komm' ans Licht, wie Dir's geziemt. Außerdem weiß ich, daß der König sich darauf freut, Dich mit Ehren zu empfangen." —

Da kam Rüchel, und da erging Alles, wie der alte Waffenfreund es ihm geweissaget hatte, und Rüchels edle Seele ward völlig wieder frei und froh.

Mit ernster Rührung sahen wir umstehenden Kriegsmänner, wie in glänzender Hofversammlung unser König, gleich nach der siegbeglückten Rechten des Fürsten Blücher-Wahlstatt, die minderbeglückte Rechte seines treuen Rüchel

durch einen Handdruck ehrte, und fühlten: hier hat die rollende Kugel des Glückes nichts Wesentliches zu entscheiden; hier gilt das fest ehrliebende Herz in der tapfern Brust. —

Bald darauf fragte ihn der Monarch, ob er nicht bei der bevorstehenden großen Parade erscheinen werde? Es müsse ihn doch wol freuen, die Truppen wiederzusehn, und wenn er kein Reitpferd hier habe, solle man ihm Eins dazu aus dem Marstall bringen. „Mein kränkelndes Alter, Ew. Majestät," — entgegnete Rüchel, — „erlaubt mir das Reiten wenig, und auf keine Weise mehr kann ich so zu Pferde sitzen, wie es sich für einen preußischen General geziemt." — „So sehen Sie doch den Vorbeimarsch aus den Fenstern meines Palais an!" sprach der huldreiche Monarch, und Rüchel konnte sich nun auf diese ehrende Weise am Anschauen der aus Todesgluthen neubelebten Preußenschaaren weiden, und dem König bei Dessen Rückkehr seine Freude über den herzerhebenden Anblick aussprechen.

Daß indessen der alte Feldherr bei seiner, durch ärztliche Behandlung verlängerten Anwe-

senheit in der Hauptstadt auch wieder manche schmerzliche Anregung mitten unter einer so ganz umgewandelten, so ganz außer seinem Bereich stehenden Kriegerwelt empfand, — wer, dem ein Kriegerherz im Busen schlägt, möchte es anders erwarten!

Ein ausgezeichneter Offizier drückt sich in einem Briefe an den Verfasser folgendermaßen über jenen Zeitraum aus:

„Am ehrwürdigsten ist Rüchel mir während seines letzten Aufenthaltes in Berlin erschienen. Von heftigen körperlichen Leiden, die ihn dem Tode nahe brachten, gequält, an seiner kriegerischen Ehre auf das unverdienteste gekränkt, mit seinen Vermögensumständen in Verwirrung *), und durch Berüh-

*) Allerdings hatte der Druck der Zeit auf Rüchels beinahe ganz in Landbesitz bestehendes Vermögen, wie auf die Geldverhältnisse aller Gutbesitzer überhaupt, nachtheilig gewirkt; vielleicht um so nachtheiliger, als sein rastlos kühner Geist wol manche an sich wohlbegründete Unternehmung begonnen haben mochte, die nun in Folge allgemein ungünstiger Umstände den gehofften Ertrag nicht einbringen konnte.

rungen mit einer ganz neu emporgekommnen Welt in ein gegen sonst sehr abstechendes Verhältniß versetzt, war der Geist des alten Helden ungebeugt geblieben. Fast täglich bin ich damals in seinem Hause gewesen, und er hat mich durch manche vertrauliche Erzählung aus seinem früheren ruhmvollen Leben geehrt und erfreut."

Um dieselbe Zeit hat ihn auch sein jetziger Biograph wiederholt gesprochen, welchem zwar bei der ersten Zusammenkunft die ganz ineinandergesunkne, ehedem so hochkräftige Heldengestalt schmerzlich auffiel, ohne daß ihm jedoch die mindeste Abnahme der Geisteskraft bemerklich ward, obgleich man ihn auf das schwindende Gedächtnißvermögen des Helden hatte vorbereiten wollen. Doch Rüchel sprach zu ihm von Ereignissen des Rheinkrieges und andern Gegenständen jener Tage auf eine so klare und ergreifende Weise, daß durchaus sich nicht einsehn ließ, warum der Feldherr nicht eben jetzt eine gleich treffliche Disposition dictiren könne, als in seinen kraftvollsten und siegbeglücktesten Tagen. Erst bei wiederholten Gesprächen gab sich jenes

unsicher gewordne Erinnern kund, aber nur in Betreff neuerer und neuester Erlebnisse. Die weiter zurückliegende Vergangenheit offenbarte sich immer in gewohnter Sonnenklarheit vor den Blicken des gealterten Adlers. Und auch eben nur das Gedächtniß hatte an krankender Schwäche gelitten. Urtheilskraft, Witz, Erregbarkeit des Herzens, — Alles das lebte und leuchtete im frischesten Glanze, und gestaltete die Stunden seines Umganges zu einer eben so lehrreichen als anmuthigen Weihe für jeden empfänglichen Geist. —

Jetzt noch einen Rückblick auf unsres Helden Gesammt-Erscheinung in Verbindung mit der näheren Kunde seines Heimganges!

Wenden wir uns von seinem Thun zu seinem innersten Seyn, so strahlt uns hier wieder entgegen, was wir bei der Betrachtung seiner Thaten oft dankbar anerkennen mußten: Beglückung. Aber an die Stelle irdischer Fügungen und irdischer Machthaber tritt nun ausschließlich die Gunst des Allerhöchsten, der Rüchels tiefstes Leben mit ei-

ner Fülle, mit einer Großartigkeit des Empfindens ausstattete, wie es nur selten Sterblichen zu Theil geworden seyn mag. Recht im Geiste alterthümlich hoher Einfachheit sahen wir ihn stets die Kräfte seiner Seele einem einzigen Zwecke weihen, ja, Alles, was seinem Herzen sonst am werthesten war, noch diesem unterordnen. Das Vaterland war seine Losung und jedes Opfer dafür sein höchstes innres Gebot. So sahen wir ihn kämpfen unter Preußens Fahnen, sahen ihn bluten für Preußen, und in den Zeiten des erneuten Ringens auf Leben und Tod sogar dem mächtigsten Gefühl in kühner Mannesbrust, dem Ehrgeiz widerstreben, um, rücksichtlos auf äußere Stellung und eignen Ruhm, überhaupt nur Antheil zu nehmen an der Gefahr.

Als auch das ihm versagt blieb, ward seine ganze Seele Gebet für das Glück der von ihm so gründlich gekannten und geliebten preußischen Waffen, Gebet für das Wohl des Herrscherhauses, das für ihn unabtrennbar Eins war mit dem Vaterlande, unabtrennbar wie Seele

und Leib in ihrer die Möglichkeit der Erscheinung bedingenden Ganzheit. Wenn Rüchel sprach: „der König," so hieß das auch: „der Staat." Wenn Rüchel sprach: „der Staat," so hieß das auch: „der König." —

Ganz im Geiste jener alterthümlichen Größe erschien er auch im Ausdruck seiner Rede: immer beredt, immer warm, weil er nie von etwas Andrem sprach, als was ihm die Seele bewegte, oder den Geist in ihm entzündete. Nur vom Wesen erfüllt, haßte er den Modekram der Worte, und war vielleicht unbillig streng wider die Bedeutenheit, welche man in seinen spätern Jahren auf die Form der Darstellungen zu legen begann. Im mündlichen Vortrag, begünstigt durch sein schönes Organ, brachte er seinen Gegenstand mit Feuerkraft zur deutlich-klaren Anschauung, gern selbst überwältigt von Wahrheit und Gefühl, und so auch sieghaft überwältigend, während der Ausdruck seiner edelschönen Züge in unbewußtem Wechselspiel den Strom seiner Worte begleitete. Der natürlich schöne Bau seiner Rede litt einzig nur unter vielen französisch-lateinischen Ausdrücken, woran die

Epoche seiner jugendlichen Entfaltung bekanntlich ohnehin einen schädlichen Ueberfluß besaß, und worüber wir mit einem unmittelbaren Schüler des großen Friedrich um so weniger noch rechten dürfen. Nothwendig waren ihm auch damals die Musen zuerst in fanzösischer Tracht, zum Theil in Versailler Hofkleidern, erschienen. Aber das hinderte ihn nicht an freudiger, oft begeisterter Anerkennung der vaterländischen Literatur. Rammler, Gleim, Kleist und andre Dichterheroen seiner Jünglingsjahre hatten in seinem glühenden Geiste gezündet. Späterhin allerdings ward durch seinen mannigfach erweiterten Geschäftskreis vor seiner durch den Zeitlauf vielfach erschütterten Seele der Musenberg, mit seinen neuern Blüthen eine Zeitlang fast gänzlich verhüllt. Ueberhaupt wollte Rüchel für all und jedes Streben jedes Menschen einen bestimmten Zweck. Er kaufte demgemäß auch seine eigne Zeit, selbst die sogenannten Erholungsstunden derselben, mit strenger Sorgsamkeit aus, und deshalb las er während seines öffentlichen Lebens fast nur solche Schriftsteller, die in Bezug auf seine unmittelbar vorliegenden Bahnen

gearbeitet hatten. Später hielt er es eben so in Hinsicht auf den Feldbau. Als aber während seiner letzten Jahre sein Leben ein fast ganz beschauliches geworden war, worin das Geschäft nur noch als Störung eingriff, gab er sich seinem tiefinwohnenden Gefühl für das Schöne hin, und wählte zu seiner Lektüre Werke, durch welche er sich in dieser Hinsicht ergötzt und erhoben fühlte. Er lebte, was er las. Die Schilderung eines heitern Familienlebens mehrte auch die Freundlichkeit und Milde seiner eigenen Stimmung; ja, bisweilen zeugte eine Thräne in dem festen Auge von dem tiefen Eindruck eines Dichterwerkes auf seine Seele. Die Gesinnung, welche aus solchen Gebilden emporstieg, war und blieb ihm die Hauptsache, oftmal sein Urtheil über die Schönheit der Form mitbestimmend. Göthe's Iphigenia, Herders Cid und Fouqué's Undine *) sammt einfachen Darstellun-

*) Daß hier der Verfasser nur wörtlich abschrieb aus zuverlässigster Mittheilung, versteht sich wol eigentlich von selbst, mag aber in Tagen, wie die gegenwärtigen, nicht überflüssig hinzugesetzt werden. Daß er im freudigsten Dankgefühl zu Gott über solch eine Nachbarschaft und solch einen Leser abgeschrieben hat, gesteht er eben so freudiglich und gern.

gen friedlichen Stilllebens haben ihn selbst noch in der Zeit, wo körperliche Schmerzen einen so dichten Schleier über das schöne Gemüth warfen, auf's Lebhafteste angeregt.

Als ein selig milder Stern am umdüsterten Horizont seiner spätern Tage leuchtete ihm das Bild der verewigten Königin Luise. Die Erinnerung an ihr stets ihm bewahrtes huldreiches Wohlwollen hob und heiterte ihm oftmal den sich trüber senkenden Blick. An der Anschauung dieser wahrhaft königlichen Frau hatte seine Begeisterung für alles Hohe und Schöne ihr edelstes Ziel hienieden gefunden. In Glanz und Leid, in sorgenfreier Herrlichkeit und tiefempfundnem Weh — denn ihre fromm-erhabne Seele trug den Kummer ihres ganzen Reiches mit, die Schmerzen der Millionen mit, welche voll treuliebender Bewunderung sie Mutter nannten, — im neuerwachenden Hoffnungslicht, und dann wieder in tiefstiller Entsagung und Ergebenheit vor Gottes unerforschlichem Rathschlusse hatte Rüchel seine Königin gesehen. Immer hatte er sie nicht nur als das vollendete Bild weiblicher Schönheit und Anmuth, sondern auch als fromme

Heilige bewundert, eben so sanft als stark, rein durchweht von ihres Schöpfers heiligendem Hauch.

Er selbst jetzt nahete sich immer mehr den geheimnißreichen Pforten, deren lieblich schauderndes Erschließen dem Gläubigen einst Alles aufklärt: seine eignen scheinbar verworrenen Erdenbahnen, und die endlos selige Himmelsherrlichkeit, wohin die bald gewitternden, bald lenzesblumigen Räthsel der Zeit ihn emporleiteten.

Rüchel war nach seinem Rittergut zurückgekehrt, dessen ehemals wüstes Ansehn er auf's Anmuthigste verschönert hatte, und wo seine Bauern ihn als väterlichen Beistand und Wohlthäter verehrten. Das Jahr 1822 neigte sich zum Ende; mehr und mehr die irdische Lebenskraft Rüchels mit. Doch sollte er noch zu Anfang des letzten Jahresmondes die Freude erleben, einen Enkel im Arm zu halten, der seinen Stammesnamen zu tragen und ihn mit Gottes Hülfe rühmlich auf die Zukunft zu fördern bestimmt war. Er empfand dieses Glück, wie Alles ihm beschiedne Gute und Schöne, mit lebhaftem Dank zu Gott, und blieb sich überhaupt

so vollständig gleich auf den letzten Stufen seines Erdenlebens, daß sein Grabwärtsneigen nur kaum bemerklich ward. Dieselbe lebhafte, bei vorkommenden Uebeln fast ängstliche Theilnahme an dem Ergehen seiner Lieben; — dasselbe freundliche Ertragen, wenn seine kleinen Enkel durch die Zimmer lärmten, auch selbst in seinen reizbarsten Zuständen; — dasselbe hülfbereite Mitleid für jeden Leidenden! — Auch die schöne Würde, die er noch sogar bei der Hinfälligkeit seines Körpers natürlich und nothwendig zu behaupten wußte, geleitete ihn bis in sein Grab, an dessem Rande er gläubig vertrauend zum Himmel aufblickte, sich bewußt, nach Kräften für ihn gesäet zu haben. Von leiblichem Schmerz seit Jahren schon beinahe unausgesetzt durchdrungen, äußerte er um diese Zeit einem Vertrauten in heiterer Zuversicht, nun gehe es bald mit ihm zu Ende. Und wirklich war es, als habe sein Leben nur die Ablösung durch den Manneserben erwartet, um sich aus den letzten Fesseln des beengenden Erdendaseyns vollends loszuringen. Etwa vier Wochen nach des ersehnten Kindes Geburt, am 14ten Januar 1823, nahte sich der Todesengel

dem vielgeprüften ritterlichen Pilger. Blieb ihm der längstersehnte Heldentod versagt, — sein liebster Wunsch nächst diesem: ein schmerzenloser Heimgang im Kreise seiner Lieben — er ward erfüllt. —

Die eine Hand seiner holden Gattin reichend, die andre Hand seinem Kampfgenossen und Sohne Rüchel-Kleist, schloß Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel seine Heldenaugen für diese Welt in seinem 68sten Lebensjahre, nachdem er 56 Jahre lang drei Königen von Preußen mit angestrengter Treue und rühmlicher Auszeichnung gedient hatte.

Schlaf sanft, Du edles Herz! Wach auf, Du tapf're Seele,
Schon hier fromm, treu und stark, nun rein von allem Fehle.
Und wofür Kraft und Blut Du hinwarfst rasch und gern:
Heil Fürst und Vaterland! — erfleh's vom ew'gen HErrn.

Gedruckt bei J. F. Flick's Wittwe in Rathenow.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fouqué, Friedrich

Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel, Kön. Preuß. General der Infanterie militairische Biographie

Bd.: 2

Berlin (1828)

Res/Biogr. 1015 g-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10915516-5